Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 3 (1996)

Heft: 2

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLIO Buchhandlung und Antiquariat
von der Crone, Heiniger Linow & Co.

Die
Buchhandlung
für
Geschichte
von
HistorikerInnen

Grosses
Geschichts-
sortiment –
Neuerscheinungen
und
Titel
zu
den
Uni-
Veranstaltungen

Eigene
Neuheiten-
und
Fachkataloge
für
Geschichte

Zudem
An-
und
Verkauf
antiquarischer
Bücher

Geschichte

Philosophie

Soziologie

Politologie

Ethnologie

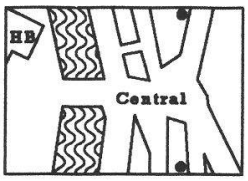
Dritte Welt

Germanistik

Belletristik

KLIO Buchhandlung
Zähringerstrasse 41
Postfach 699
CH-8025 Zürich 1

KLIO Antiquariat
Weinbergstrasse 15
Postfach 699
CH-8025 Zürich 1



Tel. 01 251 42 12
Fax 01 251 86 12

LITERATUR ZUM THEMA / COMPTES RENDUS THÉMATIQUES

JOHN BURNETT
IDLE HANDS
THE EXPERIENCE OF UNEMPLOYMENT, 1790–1990
ROUTLEDGE, LONDON 1994, 368 S., FR. 36.–

John Burnett, emeritierter Professor für Sozialgeschichte an der Brunel University, legt ein historisches Werk mit dem Anspruch vor, Arbeitslosigkeit aus der Sicht der Betroffenen darzustellen. Dabei sollen ihre Auswirkung auf das alltägliche Leben und die Versuche der Individuen, im Arbeitsleben wieder Fuss zu fassen, aufgezeigt werden. Als Quellen dienen dem Autor vor allem Autobiographien, für die neuere Zeit auch mündliche Aussagen, die durch andere Wissenschafter aufgenommen wurden. Hinzu kommen parlamentarische Dokumente und soziale Untersuchungen von Zeitgenossen.

Der zeitliche Schwerpunkt liegt im 19. Jahrhundert, wobei der Situation auf dem Land viel Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Entwicklung des Arbeitsmarktes der Handweber steht als erstes Beispiel industriell bedingter Arbeitslosigkeit, diejenige der gelernten Arbeiter zeigt das sich verändernde Verhältnis zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern. Als Brücke zum nächsten Jahrhundert wird das Thema ‹Entdeckung› der Arbeitslosigkeit angesprochen und hinterfragt. Für das 20. Jahrhundert wird nur die Zwischenkriegszeit als Periode bisher nie dagewesener Arbeitslosigkeit und die ‹Rückkehr› der Arbeitslosigkeit ab den 1970er Jahren beleuchtet.

Geographisch bezieht sich die Untersuchung auf Grossbritannien. Je nach Quellenlage werden dabei sehr kleine Räume betrachtet, zu kleine für jemand, der sich einen klaren Überblick über die Entwicklung der letzten 200 Jahre verschaffen will. Trotz dieser geographischen Einschränkung lassen sich viele Ergebnisse auch auf die Entwicklung im übrigen Europa beziehen, so unter anderem die saisonale und zyklische Arbeitslosigkeit auf dem Land und die daraus hervorgehende Landflucht oder die Verdrängung der gelernten Handwerker durch ungelernte Arbeiter als Folge der zunehmenden Mechanisierung, was dem ursprünglich stark protektionierten Handwerk Arbeitslosigkeit bescherte. Die Entwicklung der verschiedenen Arbeitsbereiche wird sorgfältig dargestellt, immer im Hinblick auf das Problem der Arbeitslosigkeit. Ausschnitte aus Autobiographien dienen einerseits als Zeugnisse für die individuelle Erfahrung, andererseits auch als Mittel zu deren Periodisierung. Es wird auf verschiedene Voraussetzungen hingewiesen, auf saisonale, zyklische, friktionale, technologische und strukturelle und auf deren Zusammenwirken für das tatsächliche Eintreten von Arbeitslosigkeit bei Individuen.

Das Buch kann sich das Verdienst anrechnen, den Mythos der ‹Normalität› der Vollzeitbeschäftigung historisch zu hinterfragen. Es enthält jedoch auch einige Schwachpunkte. Da ist einmal die in der Einführung geleistete Definition der Arbeitslosigkeit. Burnett behauptet, dass Arbeitslosigkeit sich im wesentlichen auf Leute beziehe, die ihre Arbeit gegen Lohn verkaufen müssen. Er schliesst selbständig Erwerbende ohne Arbeit und Mitglieder der nichtarbeitenden «leisure class» zum vornherein aus. Ein wenig kritischer ist er bezüglich anderer sozialer Gruppen, schliesst sie dann aber doch aus, nämlich sehr junge und sehr alte Leute, Bettler, Vagabunden, Kriminelle, Prostituierte, Behinderte usw. Der Autor scheint damit unhinterfragt jene Kategorisierung zu

übernehmen, die heute zur Gewährung von Arbeitslosenunterstützung vorgenommen wird. Infolge seiner eingeschränkten Definition behandelt Burnett auch nur potentielle Lohnarbeiter: Landarbeiter, Handwerker, ungelernte Arbeiter. Selbständige Bauern, Handwerksmeister, Unternehmer, Intellektuelle usw. kommen nicht zur Sprache. Frauen werden selten von den männlichen Arbeitskollegen unterschieden; es gilt die althergebrachte Verallgemeinerung des Männlichen. Zudem wird das offenbar in den Quellen vorhandene Vorurteil, Frauen, Kinder und Ausländer trügen zur Zunahme der Arbeitslosigkeit bei den Männern bei, unkritisch übernommen. Im weiteren fragt sich, ob die benützten Quellen tatsächlich repräsentativ für die «working class» seien. Es fällt nämlich auf, dass viele Autobiographen später eine (teilweise steile) Karriere schafften und Geschäftsleute, Unternehmer, Politiker, Journalisten oder Schriftsteller wurden.

Allgemein muss gesagt werden, dass der Sozialhistoriker John Burnett seine Schule nicht verleugnen kann. Er bleibt einer strukturell periodisierenden Sozialgeschichte treu. Dies bringt neue Einblikke, doch wird damit sein eigener Anspruch, die persönliche Erfahrung mit der Arbeitslosigkeit aus der Sicht der Betroffenen darzustellen, nur rudimentär eingelöst. Die Leserin blieb oft über die mangelnde Interpretation aussagekräftiger Quellen enttäuscht und wünscht sich, dass ein in Alltags-, Mentalitäts- und Geschlechtergeschichte versierter Historiker oder eine ebensolche Historikerin sich noch einmal der spannenden Aufgabe annehmen wird.

Regula Pfeifer (Zürich)

MALCOLM MANSFIELD, ROBERT SALAIS & NOEL WHITESIDE (EDS) AUX SOURCES DU CHÔMAGE 1880–1914

UNE COMPARAISON INTERDISCIPLINAIRE ENTRE LA FRANCE ET LA GRANDE-BRETAGNE

BELIN, PARIS 1994, 477 P., FS 46.–

Si la thèse selon laquelle le concept du chômage tel que nous le concevons aujourd'hui n'existait pas au XIXe siècle et qu'il aurait été «inventé» au tournant de ce siècle n'est pas neuve (voir à cet égard Robert Salais, Nicolas Baverez & Bénédicte Reynaud, *L'invention du chômage. Histoire et transformations d'une catégorie en France des années 1890 aux années 1980*, Paris 1986), deux ouvrages parus à peu d'intervalles proposent d'approfondir la genèse de cette histoire et de la diffuser le plus largement possible (outre cet ouvrage, on peut également consulter Christian Topalov, *Naissance du chômeur, 1880–1910*, Paris 1994). Du moins auprès des acteurs qui sont aujourd'hui confrontés au problème du chômage. Ceux-ci ne partageront peut-être pas l'avis de Robert Salais dans l'introduction générale de l'ouvrage qui nous intéresse, pour qui «l'objectif du plein emploi n'a jamais été remis en cause dans aucun des pays développés, ni dans la construction de l'Europe». Il semble au contraire, comme en témoigne la profusion actuelle des ouvrages relatifs au chômage, que les certitudes relatives au retour du plein emploi soient bien ébranlées.

En revanche, ces mêmes acteurs seront peut-être convaincus par la croyance des auteurs de cet ouvrage dans le fait que les débats ayant présidé à la naissance du chômage et qui touchent tant d'aspects de la vie en société peuvent nous concerner. Car si l'histoire ne se répète pas et si comparaison n'est pas

raison, des parallèles peuvent toutefois être établis. Nous assistons aujourd'hui comme il y a une centaine d'années à des changements qui nous amènent comme alors à inventer une nouvelle représentation du travail et par là même du «non travail». Dès lors, la compréhension de la construction d'une vision autre des réalités du travail peut être riche d'enseignements.

Cet ouvrage collectif dirigé par M. Mansfield, R. Salais et N.Whiteside tend à faire passer le message suivant: le chômage est issu d'un «processus de fabrication». Mais un processus qui n'a rien de linéaire ni d'homogène, que ce soit au niveau national ou en terme de comparaison entre la France et la Grande-Bretagne, objets des douze contributions de l'ouvrage.

Les situations économiques et politiques de la France et de la Grande-Bretagne étant pour le moins contrastées, les chances étaient en effet minces pour que l'élaboration de la catégorie chômage débouche sur des définitions «standard» et que les politiques auxquelles elles donnèrent lieu soient identiques. La complexité et le foisonnement des réactions que fait naître dans les sphères économiques, politiques et sociales le phénomène du chômage sont rendus dans cette étude grâce à une approche pluridisciplinaire mise au service d'une histoire comparative. Droit, économie, géographie humaine, histoire (économique, politique, sociale, du travail et des idées) et sociologie, chacune de ces disciplines éclaire un pan de cette histoire. La grille de lecture proposée, s'articulant autour de trois thématiques – «attentes», «significations», «politiques» – rend cette histoire intelligible et donne une unité aux différents articles. Ce découpage permet un montage qui donne sa cohérence à l'invention active du chômage.

Les attentes envers les réformateurs s'articulent autour du problème de l'indigence et du besoin de réorganisation du marché du travail, autrement dit autour du chômage et de l'emploi. La récurrence de la question de l'indigence vient d'un manque de distinction entre les catégories de pauvres, de vagabonds valides et non valides et de la crainte de voir se perpétuer le chômage s'il est clairement distingué. Sous l'impulsion de réformateurs sociaux de tous bords – soucieux que l'individu valide privé d'emploi ne soit pas l'objet de répression, mais puisse bénéficier d'une aide efficace – commence néanmoins à la fin du XIXe siècle un travail de catégorisation et de classement des indigents qui concerne essentiellement juristes et statisticiens. Mais les débats autour des critères à retenir, d'un côté comme de l'autre de la Manche, dureront plus de trente ans. Car outre la difficulté même du sujet, ils soulèvent la question du rôle de l'Etat dans ce que l'on ne nomme pas encore la «question sociale», largement confondue jusque-là avec la question pénale. Cette étape constitua un préliminaire nécessaire à la mise en place de moyens pour maîtriser, sinon éradiquer le chômage.

Côté emploi, la grande entreprise de confiserie du quaker Cadburry, opposé au taylorisme, et la Manufacture des Tabacs français sont les deux exemples, choisis parmi bien d'autres, pour illustrer les changements intervenus dans l'organisation du travail. Patronage d'entreprise ou paternalisme d'Etat n'utilisent pas les mêmes méthodes de travail, mais ces dernières reflètent toutefois une même préoccupation: celle qui consiste à fidéliser une main-d'oeuvre. Formation, stabilité et régularité sont en effet devenues des critères indispensables à la production. Et le sort réservé soit aux surnuméraires engagés lorsque la production augmente soit à ceux qui ne parviennent pas à entrer dans les cadres définis permet

de constater que le chômage est construit le long d'un axe de rendement industriel.

Significations: ce chapitre regroupe les contributions qui se sont penchées sur le domaine délicat des différences d'interprétation des questions de la pauvreté et du chômage: celles qu'en faisaient les contemporains et celle des chercheurs d'aujourd'hui. Au sujet de ces derniers, le chapitre à visée méthodologique sur les pièges auxquels peut aboutir l'analyse statistique des données visant à établir un constat global du chômage de masse est à saluer pour sa rigueur et pour les ouvertures qu'il offre.

Les oppositions des deux côtés de la Manche sont très marquées dans la construction intellectuelle des solutions à apporter au chômage. Les propositions anglaises sont de nature économique avec des visées très pragmatiques. La formulation et l'émergence de la catégorie «chômage» s'inscrivent en effet dans un projet dynamique de développement économique qui nécessite une meilleure organisation du marché du travail. D'où la création en 1911 d'un réseau national de bourses du travail et du National Insurance Act, régime d'assurance-chômage obligatoire géré par l'Etat et financé par cotisations. En France, par contre, il n'y a pas de lien établi entre le dynamisme économique et la construction du statut du chômeur. Les réformateurs français optent pour une approche globale du phénomène du chômage débouchant sur des solutions de nature juridique qui empruntent la voie du positivisme. Ici, l'individu est responsable devant la loi, et l'Etat est là pour garantir l'équité et préserver le lien hiérarchique de travail. Car c'est autour du contrat de travail, du lien de subordination qui lie l'employeur à l'établissement qui l'engage que se crée la figure du chômeur. Ce lien donne au travailleur des droits garantis par l'Etat en cas de litige avec l'employeur qui lui permettent de prétendre au chômage. L'hétérogénéité des pratiques d'emploi ne favorisant pas les solutions à l'échelle nationale, le gouvernement décide en 1905 d'allouer des subventions publiques aux caisses locales de chômage. Mais le résultat est qu'hormis Paris la distribution de l'aide aux chômeurs reste très dispersée.

Que l'on ne s'imagine toutefois pas que ces premières règles inscrites marquèrent l'apparition d'un marché du travail uniforme «moderne», ni n'annoncèrent une identité commune à tous les chômeurs. Car il ne faut pas perdre de vue que les premiers contours donnés au chômage contribuent à le former «après coup». C'est petit à petit, grâce au fait d'être anticipé, nommé, classifié, intériorisé par les différents protagonistes que le chômage s'est matérialisé et qu'il a pris «une réalité croissante et fortement consistante». Car le pari des réformateurs consiste, à travers l'invention du chômage, à créer un instrument au service des changements perçus comme nécessaires dans une société en mouvement.

Ingrid Liebeskind Sauthier (Genève)

CHRISTIAN TOPALOV
NAISSANCE DU CHÔMEUR 1880–1910

ALBIN MICHEL, PARIS 1994, 626 P., FS 50.–

Dans cet ouvrage de grande actualité, Christian Topalov brosse une formidable histoire du chômage à partir d'une confrontation serrée des expériences française, britannique et nord-américaine. L'auteur se penche non sur le phénomène lui-même, mais sur les représentations scientifiques qui vont former pendant longtemps notre sens commun du chômage et de l'emploi. Ce retour sur la «longue et difficile genèse de la forme d'emploi salarié, longtemps dominante,

qui semble aujourd'hui en train de se défaire» (14) permet de mieux mesurer la portée des bouleversements en cours. En effet, dans le contexte actuel du développement généralisé de formes d'emploi précaires et du caractère permanent et massif du chômage, l'expérience du travail salarié, stable et régulier devient pour un nombre croissant d'individus l'exception. Parallèlement à l'augmentation régulière du chômage, on constate l'apparition d'un vocabulaire oublié depuis longtemps: les «nouveaux pauvres» ou «the under-class». Ce parcours dans l'histoire du chômage peut aussi être lu comme l'histoire du travail moderne.

Le chômage dans son acception actuelle ne fut pas «découvert» par les philanthropes du XIXe siècle mais «inventé». Cette invention est apparue avec la mutation des structures de l'emploi qui constitue une des facettes de la seconde révolution industrielle. Mais les catégories de «chômeur» et de «chômage» ne sont pas tout simplement nées du développement du salariat industriel, elles ont également résulté du démantèlement et de la réorganisation d'autres catégories, comme celle de la pauvreté. Comment se sont opérées la perception de cette nouvelle réalité et sa construction comme catégorie du langage, de la statistique, de la théorie économique et des politiques sociales? Tels sont les propos de l'auteur.

«Voyage dans les mots, les sciences et les conflits qui ont présidé à la naissance du chômeur» (407), l'enquête de Christian Topalov n'aborde ni l'application des programmes des «inventeurs» du chômage ni la création d'institutions nouvelles, mais examine «la mise en place des conditions de possibilités de ces réformes, c'est-à-dire l'émergence de consensus sociaux suffisants sur la nature du problème à traiter et les méthodes nécessaires pour y parvenir». (14) Le chômeur est indissociablement lié au salarié régulier de l'entreprise, qui de plus en plus définit la figure moderne du travailleur. Au XIXe siècle, l'irrégularité de l'emploi, qui relevait du caractère saisonnier de la production, de la division du travail et des pratiques patronales et ouvrières, était en effet la règle. Les «chômages», c'est-à-dire les situations de non-emploi, étaient nombreux. Travailleurs et travailleuses ont d'ailleurs fortement résisté à l'enfermement dans la régularité qui accompagne la rationalisation industrielle et la création d'une classe ouvrière stable et constante n'a pas été facile. Il a d'abord fallu distinguer les chômeurs «involontaires», ceux qui étaient privés de travail pour des causes indépendantes de leur volonté, de leurs faux frères, les «volontaires», ces travailleurs occasionnels vivant dans les quartiers populaires de Londres, Paris ou New York.

Pour reconstituer la genèse des catégories actuelles de «chômeur» et de «chômage», l'auteur retrace le déroulement de la Conférence internationale du chômage, qui s'est tenue à Paris en 1910, et analyse ses acteurs et ses résolutions. L'étude fouillée des dictionnaires français et anglais lui permet de saisir comment d'une polysémie originelle, où le chômage recouvre aussi bien l'oisiveté des jours de fête que l'inactivité par manque d'emploi, émerge le chômeur véritable à partir des années 1890. L'examen des modes de classements révèle les préoccupations sociales résultant du brouillage des frontières entre classes laborieuses et paupérisme lors des dépressions du dernier quart de siècle: le souci principal était de séparer les catégories de la population méritant d'être secourues du «résidu», vagabonds et autres paresseux. Les nomenclatures des enquêtes et des définitions statistiques rendent compte des classifications élaborées où l'on distingue population active, emploi et profession et où le chômage ne concerne que les seuls

salariés. Ces notions traduisent des nécessités de l'action (réformatrice, syndicale, administrative) qui se heurtent toutefois à une réalité sociale complexe. Connaissance et action se recoupent: «classer n'est pas seulement observer des différences, mais les instaurer» (195). Les recensements sont à cet égard très significatifs. Christian Topalov montre comment d'un impossible dénombrement du chômage, on est passé à l'analyse de ses «causes», comment «the unemployed» laissera la place à «the unemployment». Dès 1910, la conception du phénomène ne se fondant plus sur des critères subjectifs et moralisants (les sans emploi sont coupables de leur situation), l'objectivation du chômage comme un «fait social» et un «problème industriel» s'impose. Les méthodes de calcul s'adaptent elles aussi à ce qu'elles veulent saisir. Statisticiens et économistes délaissent les chiffres réels pour les fluctuations et les tendances de longue durée. Peu à peu se fait jour l'idée que les politiques publiques doivent s'appuyer sur une meilleure connaissance des phénomènes économiques qu'il convient de mesurer pour tenter de les expliquer et peut-être de les prévoir. Quant à la vaste catégorie des «pauvres» qu'il s'agissait de démanteler en inventant le chômage, elle va disparaître avec la naissance parallèle, à celle du chômeur, du retraité, du malade, de l'invalide, de la mère de famille sans ressources, et des autres figures créées par les *Welfare States*.

Magdalena Rosende (Lausanne)

VOLKER HERRMANN

VOM ARBEITSMARKT ZUM ARBEITSEINSATZ

ZUR GESCHICHTE DER REICHSANSTALT FÜR ARBEITSVERMITTLUNG UND ARBEITSLOSENVERSICHERUNG 1929 BIS 1939

PETER LANG, FRANKFURT 1993, 352 S., FR. 81.–

Die soziale Dramatik der krisenhaften wirtschaftlichen Entwicklung und Massenarbeitslosigkeit zwischen 1929 und 1932 verband sich im Deutschen Reich bekanntlich mit der Staatskrise der Weimarer Republik. Umgekehrt wurden die endgültige Zerschlagung des ersten demokratischen Staatswesens in Deutschland, aber auch die Siege über die Arbeitslosigkeit in den «Arbeitsschlachten» der Nationalsozialisten den neuen Machthabern und ihren in Absetzung von der republikanischen «Systemzeit» praktizierten Massnahmen «gut»geschrieben. Das konjunkturelle Wechselbad in zwei diametral entgegengesetzten politischen Systemen trug zumindest für – erschreckend – viele Deutsche, die durch die terroristischen Aussonderungsmassnahmen und Gewaltakte der neuen Machthaber nicht getroffen wurden oder von deren politisch-ideologischen Zielsetzungen nicht grundsätzlich abrückten, dazu bei, dass sie sich in Staat und Politik der Nationalsozialisten einfügten. Noch in Meinungsumfragen der 1950er Jahre bekundeten viele die Auffassung, dass es Deutschland zwischen 1933 und 1939 «am besten gegangen» sei und damals der Arbeiter «mehr» gegolten habe, als in der Zeit der Weimarer Republik oder in den frühen Jahren der Bundesrepublik. (Vgl. Gerhard Schmidtchen, *Die befragte Nation. Über den Einfluss der Meinungsforschung auf die Politik*, Freiburg 1959, 118f.)

Der Zusammenhang von Wirtschaftskrise und Entlegitimierung der Republik auf der einen Seite wie der Krisenüber-

windung und der dadurch mitbedingten Legitimationszugewinne für die Diktatur haben bereits zeitgenössisch kritische Beobachter zu Analysen der konjunkturellen Entwicklung nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten veranlasst. Und nach 1945 haben die wirtschaftshistorische Forschung, später auch sozialgeschichtliche Studien und Oral-History-Projekte zum «Dritten Reich» diesem Themenkomplex grosse Aufmerksamkeit zugewandt.

Gleichwohl lassen sich noch mancherlei Forschungslücken ausmachen. Dazu gehört gewiss, die allgemein bekannten Vorgänge der Säuberung, Gleichschaltung und Indienstnahme von Institutionen der Weimarer Republik im Prozess der Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft, deren Verfestigung und Ausübung am Beispiel einzelner Verwaltungszweige auszuleuchten und einen genaueren Einblick in Personal, Struktur und Handeln von Verwaltungskörperschaften im «Dritten Reich» zu gewinnen. Dies gilt auch für die Institution, die seit der Verabschiedung des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (AVAVG) 1927 unmittelbar mit allen Aspekten der Arbeitsmarktverwaltung betraut war und für diese (wie zusätzlich andere) Aufgaben auch von den Machthabern im «Dritten Reich» weiterhin herangezogen wurde, d. h. für die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Die Untersuchung dieser Behörde im Zeitraum zwischen 1929 und 1939 hat sich Volker Herrmann in seiner Freiburger Dissertation vorgenommen. Er zielt dabei auf «eine in die gesamtgesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen eingebettete Analyse der Entwicklung der Reichsanstalt vom Beginn der Weltwirtschaftskrise im Jahre 1929 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im September 1939».

(1) In drei chronologisch gegliederten Kapiteln zeichnet der Verfasser jeweils zunächst den organisatorischen Aufbau, die Aufgabenfelder und das Wirken der Reichsanstalt und ihrer nachgeordneten Behörden (Landesarbeitsämter, Arbeitsämter) nach; im letzten Abschnitt der jeweiligen Kapitel wendet er sich der «Klientel» der Reichsanstalt zu, d. h. den verschiedenen Gruppen von Arbeitslosen beziehungsweise Arbeitskräften, und versucht, deren Lage und Reaktionen zu beleuchten. Ein folgendes Kapitel trägt die Befunde zusammen und diskutiert sie mit Blick auf die übergreifenden, in der Einleitung bereits entwickelten erkenntnisleitenden Fragestellungen, die dem Herrschaftssystem des Nationalsozialismus, möglichen sozialpolitischen Kontinuitätslinien zwischen der Weimarer Republik und dem «Dritten Reich» sowie schliesslich der verschiedentlich behaupteten modernisierenden Funktion des Nationalsozialismus gelten.

Als mit dem AVAVG 1927 die Reichsanstalt eingerichtet wurde, gelangte eine anhaltend heftige Auseinandersetzung um Organisation und Recht auf den Gebieten der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosenversicherung zum Abschluss. Der Arbeitsmarktprozess wurde als öffentliche Aufgabe definiert und damit die Besonderheit dieses Marktes unterstrichen, der nicht länger ausschliesslich der Selbstregelungskompetenz überlassen werden sollte. Mit dem Gesetz wurden u. a. als öffentliche Aufgaben anerkannt: die Arbeitsmarktbeobachtung, die öffentliche Arbeitsvermittlung, die Berufsberatung wie auch die Unterstützung von Arbeitslosen in Gestalt einer Pflichtversicherung durch Beiträge, die je zur Hälfte von den versicherungspflichtigen Arbeitnehmern und ihren Arbeitgebern aufzubringen waren. Zu den 1927 verabschiedeten Prinzipien gehörten der dreistufige Aufbau der

Reichsanstalt (die Haupstelle in Berlin mit 13 Landesarbeitsämtern und 361 Arbeitsämtern als nachgeordneten Behörden) und die – mit Ausnahme der von Arbeitgebern und Arbeitnehmern paritätisch verwalteten Arbeitslosenversicherung – drittelsparitätisch organisierte Selbstverwaltung (Arbeitgeber, Gewerkschaften, öffentliche Körperschaften) aller anderen Arbeitsfelder. Die Reichsanstalt unterstand der Dienst- und Fachaufsicht des Reichsarbeitsministeriums, hatte aber zugleich stark ausgeprägte Selbstverwaltungsbefugnisse.

Wenngleich bereits die Präsidialkabinette ab Juli 1930 Reichweite und Intensität der Selbstverwaltung beschnitten und damit die Indienstnahme der Reichsanstalt für regierungsseitig definierte Ziele vorbereiteten, blieb es den Nationalsozialisten vorbehalten, diese Entwicklung 1933 durch eine Sequenz von Gesetzen und Verordnungen zum Abschluss zu bringen und durch «Gleichschaltung», Verankerung des «Führerprinzips» sowie personelle «Säuberungen» beachtlichen Umfangs zu ergänzen. Das Personal der Reichsanstalt und ihrer nachgeordneten Behörden, das im März 1933 26'603 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gezählt hatte, wurde durch Entlassungen politisch missliebiger und Neueinstellungen regimenaher Personen (11'000) bis zum März 1934 zu zwei Fünftel ausgewechselt. ‹Gereinigt› und gleichgeschaltet, wurde die Reichsanstalt zum verlässlichen Instrument des NS-Regimes und zwar auf allen Feldern der nationalsozialistischen Verwaltung menschlicher Arbeitskraft. Diese Indienstnahme auch des Beitragsaufkommens aus der Arbeitslosenversicherung (der im Oktober 1930 auf 6,5 % erhöhte Beitragssatz wurde trotz vielfacher Leistungsschmälerungen bei rückläufigen Arbeitslosenzahlen beibehalten) folgte den ideologischen und politischen Zielen der Machthaber.

Das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit ist die umfassende Darstellung des vielgestaltigen Massnahmenkatalogs, den die Nationalsozialisten zunächst – wie der Verfasser betont – für Zwecke der Arbeitsbeschaffung im Rahmen der sogenannten «Produktivierung» der Erwerbslosenfürsorge entfalteten, seit 1934/35 jedoch auf die Bedürfnisse der Arbeitskräfteerfassung und des Arbeitseinsatzes im Zuge von Aufrüstung und Kriegsplanung ausrichteten. Die Zurechnung der statistisch ausgewiesenen rückläufigen Arbeitslosenzahlen zu Massnahmen der Arbeitsbeschaffung und Arbeitskräfteumlenkung (zum Beispiel von Frauen und Jugendlichen in die Haus- bzw. Landwirtschaft), die der Verfasser für die erste Phase nationalsozialistischer Arbeitsmarktpolitik vornimmt und von der ausgehend er auf den gelungenen Einsatz der Reichsanstalt und ihrer Mittel für die Legitimation des NS-Regimes schliesst, bleibt allerdings fragwürdig. Das quantitative Missverhältnis zwischen der (insgesamt gesehen geringen) Zahl der durch die Massnahmen der sogenannten wertschaffenden Arbeitslosenhilfe (z. B. Notstandsarbeiten) sowie der zwangsweisen Umlenkung von weiblichen und jugendlichen Arbeitskräften betroffenen Arbeitslosen und dem statistisch ausgewiesenen Rückgang der Arbeitslosenzahl insgesamt lässt diesen Schluss keineswegs zu. Er ist nur möglich, weil eine Diskussion der konjunkturellen Entwicklung in Deutschland seit der Jahresmitte 1932 in der Arbeit ebenso fehlt wie eine Analyse der Zusammensetzung der Arbeitslosen nach Geschlecht, Qualifikation, Branchenzugehörigkeit und Alter. Der Verzicht auf diese – notwendigen – Analysedimensionen muss zwangsläufig alle Aussagen über die Wirkung oder Effizienz der in den Massnahmen der Reichsanstalt manifesten nationalsozialisti-

schen Arbeitsbeschaffungspolitik in den Anfangsjahren des Regimes nachhaltig beeinträchtigen.

So viel man über die einzelnen Massnahmen, ihre Finanzierung und – zumindest quantitative – Reichweite erfährt, so ungewiss bleibt, wie diese Massnahmen umgesetzt wurden. Der personelle Aderlass im Zuge der Säuberung wird zwar erwähnt, die Rückwirkung von Entlassungen und Neueinstellungen auf die Arbeit der Behörde jedoch nicht genauer verfolgt. Sollte dies der Quellenlage geschuldet sein, hätte der Verfasser gut daran getan, dies zu diskutieren.

«Effizienz» oder «Ineffizienz» der Arbeitsmarktverwaltung im «Dritten Reich» in Bezug auf die politischen Vorgaben des Regimes waren dabei bis 1939 – wie Herrmann deutlich macht – keine Frage mit der Reichsanstalt konkurrierender Parteigliederungen oder anderer staatlicher Stellen. Die Monopolstellung der Reichsanstalt wurde vielmehr nach einer Phase des «Wildwuchses» 1934 ausdrücklich befestigt. Die Erhaltung einer Fassade, hinter der kaum noch ein Stein am alten Platz blieb, kennzeichnete insgesamt die Instrumentalisierung der Reichsanstalt und der Vorgaben des AVAVG durch die nationalsozialistischen Machthaber. Dieser Prozess, der bestimmt war von ideologisch-rassistischen Prämissen der Nationalsozialisten, der Ausrichtung von Wirtschaft und Arbeitskräften auf die sogenannten «staatspolitischen» Notwendigkeiten, die Bedürfnisse der Aufrüstung und der Vorbereitung auf den Angriffskrieg, hatte mit ökonomischer oder sozialer «Modernisierung» nichts gemein. Sieht man einmal von den grossaufgezogenen, durch moderne Massenmedien (Radio, Film, Plakate) und Aktionsformen (Ausstellungen, Schulungen etc.) unterstützten Werbekampagnen für die arbeitsmarktpolitischen Massnahmen sowie von den verfeinerten Methoden der Erfassung, Verarbeitung und zwischenbehördlichen Kommunikation von Massendaten ab, lassen sich – wie der Verfasser eindrücklich aufzeigt – moderne, zukunftsweisende Momente schwerlich ausmachen. In sozialer Hinsicht könne von einer Homogenisierung oder gar von einer Verbesserung der Aufstiegsmöglichkeiten für sozial benachteiligte Schichten (wie dies in letzter Zeit von manchen Autoren dem «Dritten Reich» zugeschrieben wurde) keine Rede sein. Im Gegenteil: «Die reale gesellschaftliche Funktion dieser Behörde im ‹Dritten Reich›» – so fasst Herrmann seine Befunde zur «Klientel» der Reichsanstalt und der NS-Arbeitsmarktpolitik zusammen – «wurde vielmehr durch ihren Charakter als einem aktiv desintegrierenden Faktor in der deutschen Gesellschaft bestimmt» (220). Die NS-Arbeitsmarktpolitik kann – so wäre hinzuzufügen – von ihren rassistischen, ideologischen und politischen Zielvorgaben und ihren entrechtenden, fraktionierenden Wirkungen auf die betroffenen Arbeitslosen und Arbeitnehmer nicht getrennt gesehen werden. Insofern muss auch der andernorts behauptete Legitimationszugewinn für das Regime durch die Indienstnahme der Reichsanstalt letztlich bezweifelt werden. Dass der Verfasser den Versuch unternimmt, arbeitsmarktpolitische Massnahmen des Regimes *und* deren soziale Wirkungen aufzuzeigen, gehört zweifellos zu den Verdiensten der Arbeit. Diese werden nicht geschmälert durch die Feststellung, dass die verschiedenen zusammengetragenen Befunde noch stärker auszuziehen und zu systematisieren wären.

Heidrun Homburg (Basel)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN / COMPTES RENDUS GÉNÉRAUX

BERNARD LEPETIT (DIR.)
LES FORMES DE L'EXPÉRIENCE
UNE AUTRE HISTOIRE SOCIALE
ALBIN MICHEL, PARIS 1995, 337 P., FF 140.–

Les lecteurs assidus des Annales (ex-ESC) retrouveront avec délice ou irritation l'expérience menée autour de Bernard Lepetit et Jacques Revel depuis 1988. Ce livre, fruit d'un colloque tenu en octobre 1993 à Paris, thématiquement hétéroclite mais cimenté par une problématique commune, est ambitieux, et pas seulement par son sous-titre.

Chacun(e) revient sur ses chantiers favoris: A. Boureau, en spécialiste patenté, poursuit son investigation théorique du concept de représentation sociale qu'il soumet à l'épreuve du droit de cuissage. J. Dakhlia s'interroge sur les conditions d'une histoire comparée et soulève la question de l'usage analytique de la notion de frontière culturelle dans le cadre politique de l'Islam. Elle invite à l'étude historique des lieux communs pour en déceler les limites de pertinence. J. Revel, amoureux du monde institutionnel et de la société, montre leur interdépendance. Agir et normer font parti d'un même processus qui appelle la négociation des acteurs; de celle-ci dépendra l'efficacité des institutions. E. Brian, en historien des pratiques sociales et des sciences, renvoie toute démarche à un examen préalable des fondements épistémologiques qui la régissent, et suggère des pistes pour fonder une histoire culturelle des sciences. A. Dewerpe nous offre une exaltante plongée dans l'économie navale. A travers une étude de cas très dense, il montre la dimension historique que porte en elle l'économie des conventions, précisément parce qu'aucune convention ne se spécifie de manière stable dans l'histoire. S. Cerutti relance la question de savoir ce qu'est une «contextualisation», en défendant, sur le terrain du droit piémontais d'ancien régime, la nécessaire prise en compte du sens donné aux concepts de normes et pratiques par les sujets même de l'analyse. Elle montre ainsi que l'opposition rémanente entre normes et pratiques est aussi une construction historique. Emboîtant le pas, Ch. Klapisch-Zuber dénonce le manque d'attention des chercheurs à la sensibilité des contemporains sur la reconnaissance des statuts sociaux comme celui de noblesse. Par l'analyse fine de la «désignation des magnats», c'est encore à la reconnaissance d'une construction historique que nous invite la spécialiste de Florence. Elle pose ainsi la délicate question de l'efficace du «marquage» social, du fait du caractère sociologiquement disparate et mobile du groupe, pour constituer des catégories stables comme l'est l'idée moderne de noblesse. N. L. Green, sensible aux concepts de l'historiographie américaine (ethnicité, classe), cherche une troisième voie entre structuralisme et théorie de l'action (à vous de découvrir son concept...). Elle propose une analyse des identités sociales qui se construisent chez les immigrés employés dans l'industrie de la confection. En observant les immigrés dans leurs rapports au cadre industriel, aux syndicats, et en montrant l'hétérogénéité interne de ce monde, l'auteure démontre qu'il faut revenir sur les catégories d'analyse usitées pour structurer les groupes en respectant un principe de fonctionnement social appréhendé entre économie et culture. Plus strictement structuraliste dans sa méthode, M. Gribaudi modélise les réseaux rela-

tionnels et les liens intergénérationnels saisis à travers les déclarations de profession au moment du mariage. Là encore, c'est la pluralité des modèles structurants qui frappe, ce que l'auteur nomme des «dynamiques aveugles». J. Y. Grenier, spécialiste d'histoire économique et de l'analyse statistique, relance le débat, mis de côté, de l'usage des séries et de la «compréhension objectivée» du temps par l'analyse historique. A. Burguière revient sur le débat historiographique touchant le changement social qui, à ses yeux, suppose le repérage d'un processus temporel où la différence est perçue par rapport à ce qui précède, et ce de manière suffisamment continue.

B. Lepetit, en maître des cérémonies, introduit et conclut cet ouvrage. Dans son essai, il épouse nombre des interrogations déjà relevées dans les autres travaux mais s'en sert pour offrir au lecteur une vision du temps et quelques propositions qui, si elles ne sont pas neuves stricto sensu, sont formulées avec une concision qui leur confère un pouvoir de suggestion étonnant.

Ces flashes sur chacun des travaux ne peuvent être qu'approximatifs et les lecteurs, comme les auteurs, voudront bien ne pas m'en tenir rigueur. Ces notes n'ont d'autre but, ici, que d'encourager une lecture attentive de ce livre où sont dénoncés la trivialité et le manque d'intérêt pour la complexité des mondes, qu'ils soient proches ou lointains, dont font preuve les historiens. Réapprenons à lire et à entendre les discours passés semble nous dire une voix souterraine. Signe tangible de cette préoccupation, chacun(e) veille à inscrire son propre parcours dans un cadre historiographique, dans une «réflexivité» qui montre sans conteste l'effort pour que l'organisation de la recherche ne tombe dans les travers d'un empirisme oublieux de ses ancrages épistémologiques. On notera à ce sujet que, de manière décisive, ce ne sont pas les historiens, mais les représentants de la sociologie, voire de l'économie, qui donnent le ton: Durkheim plane bien sûr au dessus des têtes, mais P. Bourdieu, M. Foucault, J.-C. Passeron et, surtout, R. Salais et L. Boltanski s'imposent comme référents obligés, mais pas toujours suivis, pour nouer cette réflexion sur une autre manière de penser le social.

Ni «positivisme poussiéreux», ni «relativisme clinquant», selon B. Lepetit, cette autre histoire sociale qui veut emprunter la voie tracée par l'économie des conventions a tout lieu de séduire. Elle permet d'orienter la recherche sur un aspect théoriquement mais aussi politiquement fondamental: à travers les usages et les processus où se jouent les identités sociales, comment s'instaure l'accord, comment se remet-il en cause? Comment penser historiquement, selon quels régimes temporels donc, les normes et valeurs dans leur polysémie, leurs pluralités au milieu d'acteurs aux compétences (face aux univers normatifs) inégalement partagées?

On retrouve dans cette façon de poser les problèmes un goût pour la microhistoire, l'analyse relationnelle et les principes heuristiques de l'analyse des processus. Cette orientation se traduit par l'adoption d'un langage qui affectionne la «topologie», les «configurations», les «bifurcations» mais qui revendique clairement et heureusement la dimension sociale du temps historique, à l'encontre des conceptions économiques communément exposées dans nos universités.

On regrettera néanmoins l'absence de tout rapport des débats qui ont accompagné le colloque. Certains propos y auraient gagné plus de transparence pour le lecteur peu habitué aux débats parisiens ou à une rhétorique trop souvent élusive et qui «file trop la métaphore» pour faciliter la compréhension.

Un dernier mot. Il est frappant de constater que les représentants de cette histoire sociale, qui puisent dans les usages pour construire leurs catégories, revendiquent un modèle des identités sociales et des liens sociaux qui renvoie directement au lieu commun de l'idéologie helvétique: pragmatisme, compromis, négociation, question de l'accord. Au moment où l'on ne sait plus très bien ce qu'est la Suisse, il était bon de lire cet ouvrage...

Fréderic Sardet (Yverdon-les-Bains)

ARCHIVIO STORICO TICINESE

BELLINZONA GIUGNO 1995, N. 117, 157 P., FS 46.–

Il y a des revues qui plus que d'autres marquent l'historiographie d'un pays ou d'une région: c'est le cas de l'*Archivio storico ticinese*, qui peut être considéré comme une référence incontournable pour les adeptes de l'historiographie de la Suisse italienne. Créée en 1960 par Virgilio Gilardoni, la revue vint combler une réelle lacune dans une période caractérisée par la démocratisation des études et l'extension du champ académique tessinois, qui provoquèrent l'émergence d'un public nouveau.

Dès ses débuts, la revue se fixa un programme de renouvellement des études historiques concernant le canton, ainsi que de mise en valeur des archives et du patrimoine local à travers leur vulgarisation. Après une première période marquée par la direction de Virgilio Gilardoni, la revue passa entre les mains d'un comité de rédaction élargi à partir de 1991. Suivant un rythme de parution semestriel, l'*Archivio storico* resta fidèle aux postulats de départ, tout en diversifiant son rôle scientifique: d'un lieu de présentation et de débat de sujets historiques, il devint bientôt un laboratoire d'idées et un stimulateur de la recherche tessinoise, à travers l'organisation de séminaires et colloques publiques.

Sa structure révèle une colonne vertébrale en six éléments: une première partie consacrée aux articles présentant des recherches en cours, une deuxième destinée à la publication d'articles libres; avec le fascicule suivant, on entre dans le débat, puis dans la quatrième rubrique des chercheurs approfondissent des thèmes de recherche; une autre section est destinée aux comptes rendus ou à des informations générales, et à la fin un «appendice», consacré à l'archivage et à la publication de documents inédits d'histoire et d'histoire de l'art, rappelle la vocation originale de la publication .

La couverture chronologique est large et les thèmes abordés variés, même si l'intérêt pour l'histoire cantonale demeure une constante. Le numéro que nous présentons ici comprend une contribution d'histoire religieuse sur le thème de l'architecture de l'église du Bigorio datant du XIIIe siècle. La période contemporaine est représentée par les articles de Raffaello Ceschi et Theo Mäusli relatant le développement de la radio suisse italienne et son rôle socio-pédagogique dans les années 1930–1940. Quant à l'actualité tessinoise, elle est traitée par Silvano Gilardoni, qui démontre que l'exigence d'une meilleure coordination des études historiques dans le Canton remonte aux années 1950, lorsque les élites intellectuelles nouèrent de laborieuses relations avec la classe politique tessinoise. Ce numéro se clôt avec la publication des actes d'un colloque concernant les projets de la future Université de la Suisse italienne.

Derrière son apparence éclectique, la revue *Archivio storico Ticinese* renouvelle une tradition de sauvegarde du patrimoine historique tessinois, tout en ouvrant ses rubriques à de jeunes chercheurs sur des problématiques qui touchent de plus en plus l'actualité,

qu'elle soit cantonale ou du domaine de la recherche en histoire. De vitrine de l'historiographie tessinoise, l'*Archivio storico ticinese* semble ainsi devenir un laboratoire d'idées pour les élites du Canton.

Michela Trisconi (Fribourg)

FRANÇOIS DE CAPITANI (UNTER MITARBEIT VON GERHARD AESCHBACHER) **MUSIK IN BERN** MUSIK, MUSIKER, MUSIKERINNEN UND PUBLIKUM IN DER STADT BERN VOM MITTELALTER BIS HEUTE

ARCHIV DES HISTORISCHEN VEREINS DES KANTONS BERN, BERN 1993, 286 S., MIT ABB., FR. 58.–

De Capitani nennt sein Werk ein Arbeitsbuch, er bezeichnet es als Versuch, eine Synthese aus den verschiedenen Veröffentlichungen zu Spezialfragen der Musikgeschichte der Stadt Bern herauszuarbeiten, in der die Fragestellungen der verschiedenen Wissenschaftsgebiete zusammengefasst werden sollen. Nicht die Höhepunkte bernischen Musiklebens stehen hier im Zentrum, sondern der musikalische Alltag. In fünf chronologisch angeordneten Hauptkapiteln wird der Bogen von der vorreformatorischen Zeit bis ins 20. Jahrhundert gespannt, wobei jeweils ein einleitendes Unterkapitel die Grundtendenzen der politisch-sozialen Situation Berns umreisst, dann die verschiedenen Hauptströme bernischen Musiklebens verfolgt werden. Wenn auch die direkte Anbindung des musikalischen an den historischen Befund nicht durchweg in gleicher Dichte stattfindet, ist damit die Voraussetzung geschaffen, Musik und musikalische Praxis im Zusammenhang allgemeiner historischer Entwicklung zu sehen. Das Buch von de Capitani erlaubt, musikalische Ausdrucksformen in ihrem historischen Kontext zu verfolgen. Als Beispiel sei hier das (Volks-)Lied angeführt: Bereits in vorreformatorischer Zeit, vermehrt aber nach der Reformation, hat das Lied als Propagandamittel einer weitgehend noch wenig schreib- und lesekundigen Gesellschaft obrigkeitliche Verbote auf sich gezogen, da man sich vor dem Verlust der Kontrolle, dem Überborden der Emotionen fürchtete. Nach einem anfänglichen gänzlichen Verbot des kirchlichen Gesangs nach der Reformation wurde zaghaft der Psalmgesang der Jugend in der Schule, dann das Singen jeweils eines Psalms zu Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes wieder gestattet. Das von der Obrigkeit geförderte Singen von Psalmen, das auch im Familien- und Freundeskreis gepflegt wurde, ersetzte allmählich das Singen «weltlicher» Lieder, so dass die Quellen von fröhlichen Festgelagen berichten, an denen die mehr oder minder angetrunkenen Teilnehmer Psalmen sangen, ja sogar zu diesen das Tanzbein schwangen. Dass sich im 18. Jahrhundert die Suche der Forscher nach dem freien naturverbundenen Menschen und seinem Liedgut als wenig ergiebig herausstellte, mag zu den Spätfolgen dieser obrigkeitlichen Eingriffe gehören. Erst im 19. Jahrhundert fand sich das wiedergeschaffene (Volks-)Lied im Einklang mit den Zielen der politischen Autorität und diente nun dazu, den als rasant empfundenen Wandel der Welt durch Rückbesinnung auf Tradition und Herkommen erträglich zu gestalten. Das 20. Jahrhundert griff dann wiederum auf die oppositionelle Liedtradition zurück und schuf die Berner Chansons – Volkslieder, die, von jung und alt gesungen, den Kriterien dieser Gattung vollumfänglich gerecht werden.

Daneben finden sich in dem Werk auch Themen wie die Professionalisierung des Musikerberufes und das Verständnis der musikalischen Erziehung von Jugendlichen, aber auch die Auswirkung technischer Neuerungen, wie die Rolle

des Klaviers für die Musik des 19. Jahrhunderts und die der Handorgel für die Entwicklung der Volksmusik, insbesondere auch des Radios und der Schallplatten: Dass heute Musik in hervorragender Qualität jederzeit zur Verfügung steht, ist als Ausdruck demokratischen Zugangs aller zu den kulturellen Gütern zu begrüssen, doch führt dies zu einem steigenden Anspruch an die Perfektion der Ausführung, was nicht ohne Folge für die Vielfalt musikalischer Betätigung bleibt. Das Geleitwort hält fest, «dass Bern sicher nicht der Nabel der Welt ist, aber immer Welt»; es weist darauf hin, wie fruchtbar für das Verständnis einer Epoche vertiefte Studien zu ihrer Musik und deren Interpreten und Interpretinnen sein können: Die Männerchöre des 19. Jahrhunderts, «Säulen der schweizerischen Vereinstradition, die der Beschwörung von Freiheit und Vaterland bis heute einen zentralen Platz einräumt», hatten auch eine politische Bedeutung, die den gemischten Chören abging; sie sind so Abbild der Gesellschaft, die für Frauen keinen Platz im öffentlichen Raum vorsah.

Charlotte Bretscher-Gisiger (Zürich)

DANIEL MAGGETTI
L'INVENTION DE LA LITTÉRATURE ROMANDE 1830–1910

PAYOT, LAUSANNE 1995, 624 P., FS 59.–

Le livre de Maggetti fera certainement date dans le domaine d'étude qui concerne ce curieux objet qu'est la littérature romande. Il marque en effet un tournant méthodologique radical.

S'il fallait qualifier l'approche traditionnelle adoptée pour étudier les lettres romandes, ce sont certainement les termes essentialiste (recherche des constantes psychologiques des auteurs en tant que romands) et monographique (souci des trajectoires et des particularités stylistiques personnelles) qui les résumeraient le mieux. Le travail de Maggetti se distingue des études antérieures en ce sens qu'il met à contribution certains outils sociologiques, ce qui lui permet de mettre en évidence, sans se limiter à l'évocation de quelques dates marquantes, la manière dont se constitue la littérature romande en tant qu'entité culturelle, ainsi que l'idéologie qui sous-tend cette naissance. Maggetti démontre à travers un travail minutieux sur les sources que l'apparition d'une littérature romande est à comprendre comme une lutte de pouvoir. La théorie des champs est alors mise à contribution en ces termes: il s'agirait pour le sous-champ littéraire romand de devenir à l'égard du modèle français un contre-champ, pour enfin acquérir l'autonomie d'un champ propre, lequel existe aussitôt que sont formées ses propres instances de consécration.

Schématiquement la constitution de la littérature romande suit trois étapes. De 1830 à 1850 l'affirmation d'une pratique littéraire spécifique participe d'un mouvement plus général en Europe qui se manifeste par la création de valeurs nationales parallèlement à la démocratisation des principaux Etats du continent. Dans ce contexte la littérature notamment est mise à contribution pour établir un système symbolique propre dans lequel puissent se reconnaître les citoyens. Immédiatement l'outil littéraire apparaît comme problématique, puisque politiquement il s'agit de développer un discours helvétique, alors que culturellement la seule instance de consécration littéraire reconnue se trouve à Paris. Cette première partie du XIXe siècle va donc puiser ses éléments dans l'imagerie du siècle précédent pour constituer un fonds mythique suisse et ainsi se détacher partiellement de la «tutelle» française. Il s'agit en effet de montrer en quoi le milieu, le caractère, la religion, voire même

la race priment sur la langue dans la constitution d'une identité. Toutefois cette stratégie d'ordre national n'apparaît pas sans bénéfice particulier pour certains littérateurs romands qui n'arrivent pas à se faire une place au sein du champ dominant. Et ce sont eux qui façonnent une *doxa* dont le rôle est d'autonomiser sur le plan symbolique la Suisse romande et de la préserver des faits politiques français.

C'est ce travail de modélisation d'une norme helvétique qui caractérise la deuxième étape inscrite entre 1850 et 1880. Dès le milieu du siècle le champ littéraire romand se structure et s'institutionnalise: création de revues, intensification des moyens de production, densification des bibliothèques et des échanges, naissance de chaires de littérature dans plusieurs Universités et Académies, réappropriation des gloires romandes (Rousseau et Mme de Staël), glorification de l'helvétisme à travers des écrits bibliographiques sur les écrivains du pays, constitution d'anthologies, etc. De fait, la spécification du champ ne se comprend pas sans son corollaire négatif: sa clôture. Si l'helvétisme ainsi créé sert de modèle de démarcation, il a aussi une fonction normalisatrice: les écrivains ne respectant pas les caractéristiques d'un tel modèle sont en quelque sorte exclus des programmes de publication. L'aune à laquelle sont lues les œuvres littéraires du pays n'est plus artistique, mais morale et politique. De plus l'institution littéraire romande se fait juge des productions françaises selon les critères qu'elle s'est choisis. La littérature romande tente ainsi de monopoliser le créneau de la création éthique.

La troisième étape qui marque la fin du XIXe et le passage au XXe siècle se signale par l'émergence d'une nouvelle génération et d'un renversement: si le sous-champ littéraire romand s'est constitué en contre-champ face à la France par la soumission de l'esthétique à la morale, la nouvelle génération d'écrivains romands renverse ce mouvement et rétablit la prééminence des critères artistiques et linguistiques. Ramuz figure symboliquement ce renversement et incarne l'achèvement de l'autonomie romande. Le XIXe siècle échoue à élaborer un champ indépendant, car, négligeant la question de la langue, il se soumet sur ce point à l'autorité parisienne. L'autonomie n'est recherchée que sur le plan idéologique et moral. Toutefois demeure, comme l'analyse des textes de l'époque le montre abondamment, un complexe d'infériorité stylistique. Ramuz en revanche accorde à la question du style une importance fondamentale, si bien qu'il arrive, à travers ses œuvres, à donner au «parler» romand une fonction et une valeur esthétique fondamentales. Cette invention de la littérature romande, toute artificielle qu'elle fût à ses débuts, s'achève ainsi dans la réconciliation des instances de consécration parisiennes et romandes. La fidélité à soi de l'écrivain romand n'est dès lors plus synonyme d'échec.

Outre l'énorme documentation que Maggetti met à la disposition de ses lecteurs, on ne soulignera jamais assez l'intérêt que représente ce livre dans un domaine qui s'est trop souvent tenu à l'écart (par quel effet de contre-champ?) des théories contemporaines. L'approche sociologique adoptée par l'auteur, même s'il semble qu'elle ait été ajoutée en fin de rédaction, ouvre des voies de recherches proprement passionnantes. On regrettera peut-être une allégeance méthodologique trop exclusive: d'autres théoriciens que Bourdieu – et l'on pense à Foucault, pour le thème du pouvoir, à Boltanski, pour ses échelles de grandeur, à Marin, pour son travail sur la symbolicité – eussent pu fournir des instruments d'analyse propres à traiter ce sujet.

Jean-Paul Jacot (St-Gall)

ULRICH NIEDERER
GESCHICHTE DES SCHWEIZERISCHEN SCHRIFTSTELLER-VERBANDES
KULTURPOLITIK UND INDIVIDUELLE FÖRDERUNG: JAKOB BÜHRER ALS BEISPIEL
FRANCKE, TÜBINGEN 1994, 335 S., DM 76.–

PETER STADLER
ROBERT FAESI (1883–1972) UND JAKOB BÜHRER (1882–1975)
KULTURPOLITISCHES DOPPELPROFIL ZWEIER LITERARISCHER ZEITGENOSSEN
158. NEUJAHRSBLATT DER GELEHRTEN GESELLSCHAFT IN ZÜRICH, ZÜRICH 1995, 51 S., FR. 18.–

Ein Stein im kaum begonnenen Mosaik: Ulrich Niederers Studie setzt einen farbigen Akzent für eine neue Geschichte der Literatur in der Schweiz. Die noch kaum erhellte Schweizer Geschichte des Systems Literatur gewinnt damit etwas schärfere Konturen. Noch immer fehlen jedoch so wichtige Steine wie eine Geschichte der Literaturförderung (z. B. eine Analyse des mächtigen Einflusses der von der Öffentlichkeit getragenen Pro Helvetia, die sich aber gegenüber den HistorikerInnen, einem Teil der Öffentlichkeit, sehr zugeknöpft gibt), der Literaturkritik und der Literaturwissenschaft in der Schweiz. Unter der Geschichte des Systems Literatur verstehe ich eine alle Bereiche von der Produktion über die Diffusion bis zur Rezeption umfassende Strukturgeschichte, die von den AutorInnen über die Verlage, die Verbände bis zu den FördererInnen reicht, aber dennoch Biographien und Werkanalysen integrieren könnte. Der Paradigmenwechsel in der Germanistik hat zwar zu Beginn der siebziger Jahre die auf Werke und Autoren konzentrierte Literaturgeschichtsschreibung erst einmal tüchtig verunsichert, doch ohne dass anstelle der alten Literaturgeschichte ernsthaft neue Ansätze übergreifend erprobt worden wären, die ökonomische, soziologische, historische und germanistische Aspekte interdisziplinär zu einem Bild zusammengefügt hätten.

Die Eckdaten von Niederers Buch zur Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes (SSV) sind die Gründung 1912, die Abspaltung der Gruppe Olten 1970 und der Tod des Gründungsmitglieds Jakob Bührer 1975. Zwei Ziele verfolgt die Basler Dissertation: Erstens die chronologische Darstellung der wechselreichen Geschichte des Verbands im Spannungsfeld von gegensätzlichen Interessen und den jeweiligen historischen Bedingungen und zweitens die Darstellung der «persönlichen Verbandsgeschichte» Jakob Bührers, der sich wohl wie kein anderer über mehr als sechzig Jahre hinweg für den Verband interessierte und einsetzte, wenn er auch bis 1945 einen klar oppositionellen Standpunkt gegenüber der offiziellen Verbandsdoktrin einnahm.

Die Lektüre der Vereinsgeschichte ist sehr ernüchternd, weil einmal mehr klar wird, dass die Mehrheit eine durchwegs reaktionäre, nationalistische, anpasserisch konservative Politik nach aussen durchsetzte. Diese Haltung gipfelte darin, dass der Verband in den dreissiger Jahren, aber auch noch kurz nach 1945 eng mit der Fremdenpolizei zusammenarbeitete und die Einreisegesuche verfolgter und Asyl suchender ausländischer KollegInnen aus Konkurrenzangst fast alle abschmetterte. Solch dunkle Spuren durchziehen von Anfang an die Verbandsgeschichte. Dies führte in der Krisen- und Aufbruchsstimmung Ende der sechziger Jahre dazu, dass die kritische Opposition sich aus dem Verband löste und 1970 die *Gruppe Olten* gründete. Das methodische Geschick Niederers liegt darin, dass er Jakob Bührer (1882–1975) als eine Figur (Gegen-

figur und Held) darstellt, die aus einer aussichtslosen Minderheitsposition heraus permanent versucht, die Geschicke des Verbands zum Guten zu wenden. Verbandspolitik und Literatur waren für den Arbeitersohn Bührer, der für bürgerliche Zeitungen schrieb, eine gesellschaftliche Aufgabe; und dies nicht erst seit 1932, als er der SPS beitrat.

Trotz harter persönlicher und sachlicher Rückschläge und Phasen der Resignation in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre gab der Kämpfer die Hoffnung nicht auf («Wer Opposition treibt, hat noch Hoffnung»), entwickelte sich aber in den vierziger Jahren vom aufklärerischen Idealisten stärker zum Pragmatiker und übte im Verband verschiedene Funktionen mit Erfolg aus. Nach seinem Rücktritt – zu seinem Nachfolger bestimmte er gezielt Valentin Gitermann – verfolgte er die Verbandspolitik aus der Distanz weiterhin mit Interesse. In der Krise 1970, fast neunzigjährig, griff er noch ein letztes Mal aktiv ein und verfasste ein Papier zur Neuorganisation, das in vielen Punkten umgesetzt wurde. Niederer zeigt, dass Bührer auch aus einer krassen Minderheitsposition heraus dank seiner Hoffnung und Ausdauer Wichtiges erreichte. Die Bilanz seines Einsatzes für den Verband ist eine Erfolgsgeschichte, die sich darin auszahlte, dass Bührer von dem steigenden Leistungsangebot auch selbst profitierte, das der Verein seinen Mitgliedern anbieten konnte. Zu Recht wird das enge Verhältnis des SSV zu Bührer trotz schwieriger Phasen als Symbiose bezeichnet.

Die Verbandsgeschichte des SSV ist insofern eine Erfolgsgeschichte, als er dank wachsender staatlicher Unterstützung für die Mitglieder Leistungen geschaffen hat, die es erleichtern, dass sie sich ausschliesslich dem Schreiben widmen können. Welches waren die Leistungen, die eine Mitgliedschaft nicht nur attraktiv, sondern zu einem *must* machten? Schon ab 1920 unterstützte der Bund den Verband und ermöglichte ihm so ein festes Sekretariat und eine Werkbeleihungskasse (Vorschuss für Werke). Zur Durchsetzung des neuen Urheberrechtes wurde ab 1924 Rechtshilfe angeboten, 1924 wurde die Gesellschaft schweizerischer Dramatiker gegründet, von 1928 bis 1947 existierte eine Radiokommission, die Verträge mit den Radiogesellschaften aushandelte, in der Krise der dreissiger Jahre wurden sehr viele Wettbewerbe veranstaltet, von 1951 bis 1966 wurden Werkjahre vergeben (später Aufgabe der Pro Helvetia), ab 1973 ersetzte ein umfassender Sozial- und Altersfonds die Almosentätigkeit, 1975 wurde auf Initiative des Verbandes hin eine Gesellschaft zur Verwertung der Urheberrechte, Pro Litteris, gegründet.

Nach der ersten massiven Erhöhung der Bundessubvention wurde der SSV von seiten des Bundes als kooperative, effiziente und repräsentative Standesorganisation bezeichnet, «ein Stück kulturelle Landesverteidigung, das Geld kostet». Der SSV wurde nicht nur fest in das nationale kulturpolitische System eingebunden, das Bundesrat Philipp Etter in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre im Rahmen der Ideologie der Geistigen Landesverteidigung zielstrebig vorantrieb. Aufgrund Niederers Studie wird klar, dass der SSV (Karl Naef und Felix Moeschlin) zusammen mit der Neuen Helvetischen Gesellschaft dank der direkten Kontakte zu Etter zu den eigentlichen Konstrukteuren der «Botschaft des Bundesrates über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung» vom 9. Dezember 1938 zu zählen ist, *der* Magna Charta der schweizerischen Kulturpolitik. Die ideologische Verquikkung zwischen Bund und SSV erreichte hier einen Höhepunkt. Ein nachhaltiger Einfluss seitens des Bundes ist nach der Gründung der bundeseigenen Kulturstif-

tung Pro Helvetia 1939, deren erster Sekretär Karl Naef wurde, auch in der Folge nachzuweisen. Der ideologische Preis für die finanzielle Unterstützung, die das wachsende Leistungsangebot für die Mitglieder ermöglichte, war beträchtlich.

In der Geschichte des SSV spiegelt sich unverzerrt die Zeitgeschichte. Dies geht auch aus den ruhigeren Phasen des «Innenausbaus» der fünfziger und sechziger Jahre hervor. So zeichnet Niederer für die Nachkriegsjahre bis 1964 das Bild einer «kraftlosen Vereinsstruktur mit wenig vorwärtsstrebender Unternehmungslust», dem «das Jahrzehnt des Sturms» zwischen 1964 und 1974 folgte. Die Abspaltung der *Gruppe Olten* ist ein Zeichen dafür, dass die Linksintellektuellen sich im Verein nicht repräsentiert fühlten und sich eine unabhängige Plattform schufen, in der sie ihre politischen Anliegen offen vortragen konnten. Die Spaltung wirkte zugleich als Signal für eine Veränderung, die in der Folge im SSV wichtige konstruktive Neuregelungen mit sich brachte.

Niederers Arbeit ist hinsichtlich der Dichte des vorgetragenen Materials, des methodischen Tricks, die ‹allgemeine› Vereinsgeschichte mit der ‹persönlichen› Vereinsgeschichte von Jakob Bührer zu verknüpfen, und der zum Teil subtilen Rekonstruktionen und Einschätzungen aufgrund der stupenden Quellenkenntnis wertvoll. Einen Schwachpunkt nennt der ehrliche Autor gleich selbst: die Systematik. Niederer weist in diesem Zusammenhang auf Karl Wüst hin, der in seiner unveröffentlichten Lizentiatsarbeit («Der schweizerische Schriftstellerverein im Prozess sozialer Integration 1930-1936», Zürich 1986) ein vorbildliches Beispiel für eine systematische Betrachtungsweise liefert. Das Plus dieser Studie liegt meiner Meinung nach darin, dass das individuelle literarische und das verbandspolitische Wirken auf den historischen Krisen- (1930–1934) und Restabilisierungsprozess (1934–1936) bezogen werden und vor diesem Hintergrund besser beurteilt werden können.

Eine von der methodischen Anlage her interessante Studie ist die doppelbiographische Skizze Peter Stadlers, die ein neues Schlaglicht auf die spannende Biographie Jakob Bührers wirft. Stadler kontrastiert zum Teil geschickt des Literaturprofessors schriftstellerisches Schaffen, sein politisches und kulturelles Selbstverständnis mit demjenigen Jakob Bührers, das in gewissen Punkten gegensätzlicher nicht sein könnte. Und doch erfahren sie beide das gleiche Schicksal. Beider Werke gehen vergessen, obwohl sie aussagekräftige Zeitdokumente sind.

Jürg Zbinden (Bielefeld)

JÜRG ZBINDEN
STERNSTUNDEN ODER VERPASSTE CHANCEN
ZUR GESCHICHTE DES SCHWEIZER BUCHHANDELS 1943–1952

CHRONOS, ZÜRICH 1995, 312 S., 20 ABB., FR. 48.–

Die Studie setzt an, wo die 1987 erschienene Dissertation von Martin Dahinden über das «Schweizerbuch im Zeitalter von Nationalsozialismus und Geistiger Landesverteidigung» aufgehört hat. Jürg Zbinden untersucht für den Zeitraum 1943–1952 die intrikaten Wechselbeziehungen zwischen Kultur, Kommerz und Politik im Schweizer Buchhandel. Er wählt hierfür einen geräumigen systemtheoretischen Ansatz. Der organisierte Buchhandel interessiert wie bei Dahinden als soziales System.

Herbert Lang – während des Krieges Chef der Sektion Buchhandel der Armeestelle Presse und Funkspruch – sah 1944, nach der Zerstörung der Buchhandelsinfrastruktur in Leipzig, die «Sternstunde

des Schweizer Buchhandels» gekommen. In der Tat entstanden zwischen 1943 und 1947 durchschnittlich zwanzig Verlage pro Jahr, darunter manche sogenannte Konjunkturverlage. Nur Arche, Artemis, Manesse und Classen vermochten sich langfristig zu halten. Die Buchproduktion stieg von 1800 Titeln im Jahr 1940 auf 4700 Titel im Jahr 1948. Neben Übersetzungsbelletristik blühte vor allem auch das Geschäft mit Klassikereditionen. Im Rezessionsjahr 1949 brach die literarische Gesamtproduktion ein. Nurmehr 3500 Titel erschienen. Überproduktion, stokkende Absatzmöglichkeiten und Währungsabwertungen wichtiger Exportstaaten sorgten für eine Krise. Viele Verlage mussten das Handtuch werfen, das Exportvolumen entsprach nicht den Erwartungen. 1950 überstieg der Import ausländischer Bücher mengenmässig wieder den Export. Vorbei die Zeiten, wo die Schweizer Verleger fast 90 Prozent des inländischen Buchbedarfs deckten.

Den Sternstunden stellt Zbinden bereits im Titel die «verpassten Chancen» gegenüber. Wenn die Gunst der Stunde nicht besser genutzt wurde, so lag dies zwar auch an unvorhersehbaren Exporthindernissen. Doch ungleich schwerer wogen die gewissermassen «hausgemachten» Versäumnisse des Schweizer Buchhandels. Als Klumpfuss erwies sich primär eine ebenso protektionistische wie konservativ-nationalistische Einstellung vieler Verleger, wie sie sich in der abgeschotteten Schweiz der dreissiger Jahre unter Kulturproduzenten sehr eigentümlich konsolidiert hatte. Das Kernstück der selbstinitiierten und schliesslich staatlich sanktionierten Schutzpolitik bildete zweifellos der Bundesratsbeschluss zum «Schutz des schweizerischen Buchverlags gegen Überfremdung» vom 3. November 1944, der schon klar auf die Nachkriegszeit hin definiert war. Er blieb bis 1951 in Kraft. Der Verband Schweizerischer Verleger vermochte den Bundesrat unter ‹Kulturwart› Philipp Etter dank geschickter Interventionstätigkeit davon zu überzeugen, dass die Branche einer schützenden staatlichen Hand bedürfe. Was noch 1950 im Nationalrat von Etter als Abwehr unerwünschter, weil unschweizerischer Doktrinen und Gedanken getarnt wurde, stellte in Wirklichkeit eine willkommene Gelegenheit dar, um die befürchtete ausländische Konkurrenz in Schranken zu halten. Der Beschluss belegt, wie das bundesrätliche Vollmachtenregime staatsnahes Verhalten im kulturwirtschaftlichen Sektor mit Schutzgarantien für die ökonomischen Produktions- und Distributionsbedingungen honorierte. Auf politischem Weg verschaffte sich der Buchhandel bedenkliche Wettbewerbsvorteile. Dieser «Tausch staatlicher Protektion gegen Ideologiegarantie» (Zbinden) vollzog sich, wie der Autor in verschiedenen Fallstudien darlegt, auch bei anderen literarischen Instanzen (Literaturwissenschaft, Literaturförderung), wenngleich sublimer, weniger spektakulär. Die Verleger retteten ein ideologisches Denken in die Nachkriegszeit; schon Mitte der dreissiger Jahre hatte dieses Denken erfolgreich verhindert, dass sich aus Deutschland vertriebene Autoren, Verlage, Lektoren in der Schweiz niederlassen konnten. Zbinden vergleicht die belletristischen Verlagsprogramme von Artemis (Friedrich Witz) und Suhrkamp nach dem Krieg. Während heute kaum mehr ein Artemis-Titel lieferbar ist, hat Suhrkamp damals in Autoren wie Hesse, Proust, Beckett, Benjamin, Brecht, Frisch investiert, die noch heute das Rückgrat des Verlages darstellen.

Zbindens Analyse lanciert die kultur- und institutionengeschichtliche Beschäftigung mit dem System oder Markt der Literatur neu. Bislang wurden literarische Einrichtungen (Schriftstellerverband, Lesezirkel Hottingen, das NZZ-Feuilleton unter Eduard Korrodi, die Zürcher Frei-

tagsrunde, Pro Helvetia, Schauspielhaus Zürich, diverse Verlags- und Verlegergeschichten) vorwiegend phänomenologisch-deskriptiv oder in euphemistischen Selbstdarstellungen abgehandelt. Die Beantwortung der Frage, wie innerhalb dieser Instanzen Politik gemacht wurde, wie Machtkämpfe mit anderen Mitteln ausgetragen und übergreifende hegemoniale Ideologien und Mentalitäten konstituiert und legitimiert wurden, bedarf jedoch eines sozialwissenschaftlich fundierten Ansatzes, der das literarische Produktionsfeld bei all seiner relativen Autonomie in ein übergeordnetes ökonomisches und politisch-intellektuelles (Markt-)System integriert.

Allerdings: Um nur schon den literarischen «Mikrokosmos Zürich», die enge Verzahnung von Literatur, Buchhandel, Literaturkritik, Literaturförderung und Literaturwissenschaft, wie sie Zbinden flüchtig skizziert, für den Zeitraum 1930–1950 befriedigend ausdifferenzieren zu können, wären noch erhebliche institutionengeschichtliche Vorarbeiten zu leisten. Die materialreiche Dissertation Zbindens lässt so vor allem auch die Forschungsdefizite aufscheinen, die abzutragen wären, wenn über den Buchhandel hinaus Licht in die Schweizer Literaturverhältnisse gebracht werden soll.

Julian Schütt (Zürich)

MÉDICINE, POLITIQUE ET SANTÉ
NO SPECIAL DE LA REVUE HISTORIQUE VAUDOISE
TEXTES RÉUNIS PAR CATHERINE FUSSINGER ET CHANTAL OSTORERO
LAUSANNE 1995, 516 P., FS 40.–

L'insertion d'un numéro spécial dans la dernière livraison de la «Revue historique vaudoise» confère à cette publication une épaisseur tout à fait inhabituelle. En effet, le numéro de cette année atteint presque les cinq cents pages. Je ne m'occuperai ici que des trois cents premières, celles qui forment le numéro spécial «Médecine, Politique et Santé». Les textes ont été réunis, parfois suscités, dirigés ou cosignés, par l'une ou les deux responsables du numéro, Chantal Ostorero et Catherine Fussinger. Le résultat est un volume composé d'articles dérivés de travaux de séminaire ou de mémoire, auxquels s'ajoutent les contributions de quelques spécialistes de l'histoire de la santé.

Pour répondre à des questions posées aux interstices des domaines de la médecine, de la santé et de la politique, les auteurs exploitent essentiellement des sources locales (Vaud et parfois Suisse romande) issues d'instances corporatistes, d'institutions de soins ou encore d'associations philanthropiques. Le résultat est un série d'articles qui, loin de se cantonner exclusivement dans la seule érudition locale, épouse des préoccupations historiographiques contemporaines. La contribution d'Olivier Faure sur l'historiographie de ces vingt dernières années confirme cette affiliation. L'auteur y retrace avec brio le passé et le présent des interrogations d'une histoire sociale de la médecine, définie comme une mise en lumière «des configurations changeantes et complexes par lesquelles notre société gère la santé et la maladie», et situe ainsi clairement les problématiques abordées dans le volume à la pointe de la recherche historique.

L'histoire de la psychiatrie est un lieu privilégié pour constater ces «configurations changeantes» et occupe une place importante dans le numéro. Un article clair de la plume de Jean-Claude Wagnières retrace les étapes qui ont mené à la création du premier hôpital psychiatrique vaudois au début du XIXe siècle, le Champ de l'Air. L'auteur complète judicieusement ce qu'il avait publié précé-

demment sur l'histoire de cette institution au XIXe siècle (dans *Les cahiers médico-sociaux* en 1981), par un renforcement de l'appareil critique et l'ajout d'une discussion sur le rôle que joue l'asile dans le contrôle social (moralité, assistance et resocialisation autoritaire), ainsi que les corrélations qu'il y a entre le traitement moral infligé aux «fous» et celui réservé aux prisonniers. C'est sans rupture chronologique que le lecteur peut enchaîner avec une première publication issue d'une enquête en voie d'élaboration portant sur les dossiers de patients de Cery (1873–1959) et présentée par Jacques Gasser et Georges Klein. Les données statistiques récoltées tournent autour de trois pôles principaux: ceux des changements de la population asilaire, de l'évolution de la nature des soins et des modalités d'internement. Les auteurs montrent que les chiffres permettent une meilleure compréhension des relations entre les théories médicales, la législation et la pratique. Seule l'étude qualitative annoncée pourra nous en dire plus.

Un groupe d'articles a pour objet des associations vaudoises à but philanthropique, à la fin du XIXe et au début du XXe siècle. Michael Steck résume et commente quelques conférences données dans le cadre de la «Société vaudoise de patronage des aliénés» entre 1900 et 1925. Il montre qu'au-delà de l'étude de l'idéologie des conférenciers, l'intérêt réside dans la volonté de vulgarisation, de diffusion idéologique et surtout de régénérescence sociale. Cette société est également analysée par Geneviève Heller, dans le cadre d'une discussion portant sur plusieurs associations d'hygiène mentale, morale et sociale. L'auteur, par une habile comparaison entre la «Société vaudoise pour le relèvement de la moralité», la «Ligue pour l'action morale» et le «Cartel romand d'hygiène sociale et morale», parvient à montrer les liens de filiation entre ces associations. Elle retrace la convergence de leurs objectifs (lutter contre les maladies sociales, fortifier la société) et leur cohésion croissante, reflet des liens toujours plus étroits entre les différentes associations. Cette cohésion sera d'ailleurs formalisée par la création du «Cartel romand d'hygiène sociale». C'est à ces mêmes associations et à leurs projets d'hygiène sociale, qu'il faut rattacher l'article de Matteo Pedroni sur les campagnes menées contre la syphilis. Cette maladie est l'objet d'une psychose collective à la fin du siècle passé, d'où une tentative de réglementation, sans base légale, de la prostitution. L'auteur montre alors de quelle manière deux sociétés issues du mouvement abolitionniste (de la prostitution) s'associent avec les médecins pour combattre la réglementation, en vertu d'une politique «libérale» de prévention et d'éducation dont les leitmotive sont la continence et la fidélité conjugale. L'évolution thérapeutique (la maladie devient guérissable) et le développement de mesures prophylactiques seront à l'origine d'une scission entre les médecins et les moralistes, les premiers défendant désormais une réglementation de type coercitif pour obliger les malades à se soigner, alors que les seconds conservent leur position «libérale».

Les trois derniers articles portent sur les processus de professionnalisation des métiers de la santé. Un travail systématique basé sur la «Société médicale de la Suisse romande» est à l'origine de deux contributions importantes, l'une sur le développement de la profession de médecin en Suisse romande, l'autre sur la création d'un dynamisme corporatiste autour des débats sur l'assurance maladie. Le premier article se base sur des nécrologies parues entre 1900 et 1920 pour dresser un «portrait de famille» des médecins suisses romands. La tentative qui consiste à partir à la recherche d'éléments

objectifs dans des textes éminemment subjectifs est hardie; il faut dire que ce choix se fait au détriment d'une orientation générique. Le résultat est un portrait relativement flou, mais qui a précisément le mérite de donner une idée d'ensemble sur le cursus, les modalités de spécialisation, les activités politiques et les préoccupations du corps médical, le tout dans une perspective diachronique. Le second article retrace les réactions, prises de position et surtout la mobilisation du corps médical suisse romand dans le cadre des discussions sur l'assurance maladie. Un article convaincant qui montre qu'un objet précis (ici les débats sur l'assurance maladie à la fin du XIXe et au début du XXe siècle) peut servir à la fois de point de révélateur de la volonté des médecins de défendre le caractère libéral de la profession et de point de départ pour l'exploration de la dynamique corporatiste et l'analyse de la nature de leur discours (quelque part entre déontologie et intérêt économique). Dans le dernier article du numéro, Denise Francillon s'intéresse au développement de la profession d'infirmière en Suisse. Cette historienne décrit le cheminement progressif vers la professionnalisation qui accompagne le passage d'un rapport de soumission (par rapport au médecin) vers une autonomie croissante au cours du XXe siècle. Ce qu'elle accomplit, en suivant le développement des associations corporatistes, ainsi que l'élaboration d'un savoir spécifique qui va de pair avec une autonomisation progressive de l'enseignement.

L'ensemble donne un numéro cohérent qui fait bien souvent œuvre de pionnier, défrichant plusieurs champs presque intacts de l'histoire locale. Une référence à retenir comme point de départ pour des recherches ultérieures.

Philip Rieder (Genève)

ARAM MATTIOLI (HG.)
INTELLEKTUELLE VON RECHTS
IDEOLOGIE UND POLITIK IN DER SCHWEIZ 1918–1939

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH 1995, 289 S., FR. 59.–

Aram Mattiolis Sammelband über schweizerische «Intellektuelle von rechts», die in der Zwischenkriegszeit aktiv waren, versammelt vierzehn Beiträge verschiedener Autoren. Porträtiert werden Hektor Ammann, Jakob Schaffner, C. G. Jung, Ernst Rüdin, Carl J. Burckhardt, Gonzague de Reynold, Georges Oltramare, Marcel Regamey, C. F. Ramuz, Philipp Etter, Jacob Lorenz, Robert Mäder, Ernst Laur und Hans Müller.

Aber was sind Intellektuelle? In der Einleitung versucht Aram Mattioli «eine historische Annäherung» an den Begriff des oder der Intellektuellen. Danach sind Intellektuelle «akademisch gebildete Geistesarbeiter [...], die sich sowohl in der Welt der Kultur als auch auf der politischen Bühne betätigen. [...] In aller Regel sind sie Angehörige der kreativ tätigen Bildungselite, die die Macht des Geistes in kritischer Absicht handhaben und sich im Zeichen von Ideologien engagieren, um Einfluss auf die Entwicklung der Gesellschaft zu nehmen.» Dabei ziehen sie, fährt Mattioli fort, «in schöner Regelmässigkeit den Widerspruch der gesellschaftlich dominierenden Gruppen auf sich, weil ihr Engagement nur allzu häufig auf die Überwindung oder zumindest auf die Reformierung der bestehenden Ordnung zielt». (3)

Mattiolis Definitionsversuch ist vorsichtig. So sind seine Intellektuellen «in aller Regel», aber doch nicht ausnahmslos Angehörige der «Bildungselite». Zudem ziehen sie lediglich «in schöner Regelmässigkeit» aber doch nicht in jedem Fall den Widerspruch der gesellschaftlich dominierenden Gruppen auf sich. Denn schliesslich zielt ihr Engagement «nur

allzu häufig», aber doch nicht immer auf die Überwindung der bestehenden Ordnung. Diese Vorsicht des Herausgebers ist am Platz, denn die Auswahl der vierzehn porträtierten ‹Intellektuellen› lässt sich nur mit Mühe unter einen Hut bringen. Während Hektor Ammann und Gonzague de Reynold wohl zu recht als «rechte Intellektuelle» bezeichnet und vorgestellt werden, habe ich mit der Einordnung anderer schon mehr Schwierigkeiten. Einzelne Autoren haben die Frage, ob die von ihnen porträtierten Leute zu recht oder unrecht als rechte Intellektuelle gelten, zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht, so zum Beispiel Gérald Froidevaux in seinem Beitrag über C. F. Ramuz oder Werner Baumann in seinem Poträt von Ernst Laur, dem einflussreichen Bauernführer. Andere Beiträge aber mogeln sich über diese Frage hinweg und nehmen die Einordnung diskussionslos als durch den Titel des Sammelbandes gegeben an, so zum Beispiel der Beitrag von Markus Ries über den Basler Pfarrer Robert Mäder oder derjenige von Peter Moser über den Führer der Jungbauernbewegung, den Sekundarlehrer Hans Müller. Zumindest eine Frage in dieser Richtung wäre in beiden Fällen angebracht gewesen. Es wäre dem Sammelband gut bekommen, wenn der Herausgeber seinen Mitarbeitern einen entsprechenden Katalog von Fragen vorgegeben hätte.

Die Vorsicht beim Definieren der oder des Intellektuellen empfiehlt sich Mattioli aber auch aus einem andern Grund. Er kann seine Definition damit nämlich gegen Kritik immunisieren. In Frage zu stellen aber wäre seine «Annäherung» auf jeden Fall. Das Hauptproblem sehe ich darin, dass er die Intellektuellen als Menschen bezeichnet, «die in Opposition stehen» und deshalb «eine Vorliebe für streitbare Thesen», für «die pointierte Argumentation» sowie für «die Provokation und den Skandal» haben. Das mag zwar für die von ihm versammelten Intellektuellen zutreffen, aber schon Philipp Etter, der von Georg Kreis dargestellt wird, lässt daran Zweifel entstehen. Und wie steht es um die Vielzahl der Intellektuellen in Staaten, in denen die Rechte die Macht ergriff? Waren sie, nachdem sich ihre ideologischen Positionen durchgesetzt hatten, nun plötzlich keine Intellektuellen mehr? Hatten die Intellektuellen in der Schweiz einfach das Glück, dass hier keine faschistische Machtübernahme erfolgte, so dass sie Intellektuelle bleiben durften? Was ich meine: Die Definition der Intellektuellen als Oppositionelle unterschlägt die zentrale Rolle, die sie im Dienste der Macht erfüllen. In dieser Hinsicht greift Mattiolis Definition eindeutig zu kurz. Sie ist zu stark an die historische Situation der Schweiz und ihrer rechten Intellektuellen der Zwischenkriegszeit angenähert. Sie wird weder der ambivalenten Stellung, die Personen wie ein Philipp Etter oder ein Gonzague de Reynold zur herrschenden Macht eingenommen haben, noch anderen historischen Situationen gerecht.

Mattioli gerät in seiner Einleitung übrigens selbst in Widersprüche, wo er feststellt, dass die Intellektuellen zur Zeit der «geistigen Landesverteidigung» zu «Teilhabenden» und «Exponenten» der ideologischen Abwehr wurden. Entweder sind seine Intellektuellen in dieser Phase keine mehr, oder ihre Bestimmung als Oppositionelle eignet sich nicht als differenzierendes Kriterium.

Die einzelnen Beiträge, welche zwischen den beiden Buchdeckeln versammelt sind, klaffen qualitativ stark auseinander. Ein Highlight ist Christian Simons Beitrag über Hektor Ammann. Es gelingt Simon eindrücklich mit dem Vorurteil aufzuräumen, zwischen dem politisierenden und dem forschenden Intellektuellen Ammann habe es einen Bruch gegeben. Er kann zeigen, wie sich Ammanns rechte

Haltung auch in seinen Fragestellungen und Forschungsergebnissen niederschlug. Gerne hätte ich an dieser Stelle noch weitere Beispiele für diesen Zusammenhang präsentiert erhalten.

Ein zweiter Höhepunkt ist der Beitrag von Werner Baumann über Ernst Laur. Baumann macht nicht nur die Frage, ob Laur ein rechter Intellektueller war, zum Gegenstand plausibler und sehr differenzierter Analysen. Er beschreibt auch eindrücklich, wie Laur als Bauernführer rechte Rethorik und Symbolik zur Durchsetzung von Modernisierungsstrategien nutzte.

Ein Schwachpunkt vieler Beiträge bleibt der nur rudimentäre Rückbezug der rechten Ideologien auf die gesellschaftlichen Prozesse der Zwischenkriegszeit. Intellektuelle aber bewegen sich nie im luftleeren Raum. Wenn ihre ideologischen Konstrukte nicht auf konkrete Problemlagen – ob breiter Kreise oder enger Eliten – Bezug nehmen, tragen ihre Bemühungen kaum Früchte. Es braucht einen Boden, auf dem ihre Saat aufgehen kann. Gerade politisch wirksame Intellektuelle verfügen über einen Spürsinn dafür, was in der Luft liegt. Hier greifen die meisten Porträts in Mattiolis Sammelband zu kurz. Der vom Herausgeber selbst skizzierte gesellschaftliche Hintergrund liefert dafür keinen Ersatz, weil er zwar das politische Umfeld, nicht aber die grundlegenden gesellschaftlichen Umwälzungen der Zwischenkriegszeit zum Thema macht. Auch in diesem Zusammenhang wäre der erwähnte Fragenkatalog nützlich gewesen.

Ruedi Epple (Liestal)

MARKUS ZÜRCHER
UNTERBROCHENE TRADITION
DIE ANFÄNGE DER SOZIOLOGIE IN DER SCHWEIZ

CHRONOS, ZÜRICH 1995, 378 S., FR. 48.–

L'histoire des sciences, et *a fortiori* l'histoire des sciences sociales, occupe une place encore modeste dans l'historiographie suisse. Si l'on excepte certains travaux d'approche effectués par G. Busino sur les hautes écoles de Genève et de Lausanne, le développement des sciences sociales en Suisse, le plus souvent traitées dans leur pluralité indistincte, est abordé essentiellement au détour de monographies consacrées à une université. Avec l'ouvrage de Markus Zürcher, on dispose désormais d'une analyse globale, traversante, portant sur une discipline spécifique. *Unterbrochene Tradition* présente en effet l'évolution de l'enseignement de la sociologie dans l'ensemble de la Suisse, des débuts de son institutionnalisation à la fin du XIXe siècle aux années cinquante, en proposant une interprétation générale du phénomène qui puise essentiellement dans le registre des déterminations politiques et idéologiques.

Interrogeant les appartenances sociopolitiques des représentants de la sociologie dans les universités libérales, ainsi que l'orientation de leur pensée, Zürcher met en évidence les liens de convergence qui rattachent discours sociologique et libéralisme progressiste. De fait, si l'on excepte le cas de Fribourg la catholique, on peut dire que la fortune institutionnelle de la sociologie vers 1900 en Suisse est à comprendre à la lumière de l'attachement de la bourgeoisie aux valeurs de la modernité. En effet la pensée libérale, menacée dans son hégémonie aussi bien par le socialisme que par une droite réactionnaire en pleine ascension, trouve dans cette nouvelle discipline un support idéologique à sa *Weltanschauung*, ainsi

qu'une légitimation «scientifique» à sa politique, qu'elle veut éclairée et rationnelle. Cette dynamique va se heurter aux bouleversements de la Première Guerre mondiale, qui vont conduire à ce que Zürcher présente comme une rupture de la tradition sociologique naissante. La radicalisation du mouvement ouvrier et le renforcement du conservatisme poussent la bourgeoisie libérale à adopter une idéologie défensive, empruntant aux valeurs de la nouvelle droite, faites d'autoritarisme, d'idéal corporatiste, d'antiparlementarisme et d'anti-individualisme. C'est ainsi que dans l'entre-deux-guerres va s'imposer, dans le cadre des universités, un véritable contre-discours, hostile au libéralisme et à l'héritage des Lumières, et à l'essor duquel le déclin de la sociologie est étroitement lié. Dans les universités où elle est encore enseignée, celle-ci subit, sauf à Genève, l'influence du fascisme. En même temps, se développe une démarche qui se définit explicitement comme une anti-sociologie: l'anthropologie des races. En cherchant elle aussi à élaborer une représentation globale du développement humain, cette dernière s'impose en effet comme une discipline concurrente; par ailleurs, en s'appuyant sur le concept non pas de société, mais de sélection, elle promeut une vision plus conforme aux notions d'hérédité, de hiérarchie et d'inégalité prisées par la nouvelle droite.

Un des intérêts majeurs de cette analyse est de mettre en évidence la relation entre «destin» de la sociologie et fluctuations des mouvements sociaux. Autrement dit, de montrer comment cette discipline, en abordant la société comme un objet de transformations et d'intervention, a à la fois légitimé et été promue par des courants tournés vers l'idée de progrès et désireux d'imposer, à travers des réformes, un équilibrage des intérêts entre capital et travail dans le cadre du libéralisme dominant; puis comment, dès la Première Guerre mondiale, elle a peu à peu décliné, face à l'essor d'une nouvelle droite conservatrice qui rejette son ancrage dans la réalité sociale au profit des principes déterministes de l'anthropologie raciale. Cette évolution souligne la dimension instrumentale d'une réflexion sur le fonctionnement de la société, et l'enjeu qu'elle représente pour le système de valeurs et le modèle interprétatif qu'on veut imposer.

La lecture de l'institutionnalisation de la sociologie telle qu'elle est présentée ici repose avant tout sur le postulat d'un voisinage étroit entre démarche sociologique et libéralisme progressiste. En construisant sa démonstration autour de ce rapprochement, Zürcher nous livre une étude qui tend largement à privilégier une analyse des idées, comme le montre l'importance accordée à la présentation de systèmes de pensée ou de courants. Sa démarche, d'inspiration plutôt «internaliste», tend à manquer d'articulations avec le cadre matériel. Hormis les références empruntées à l'analyse de H. U. Jost sur les avant-gardes réactionnaires, et qui portent d'ailleurs surtout sur l'évolution des équilibres politiques, on trouve peu d'éléments de contextualisation. Une mise en perspective avec la situation économique, la configuration des problèmes sociaux, l'évolution de l'Etat, etc. fait défaut, alors que l'émergence de la sociologie ne peut se comprendre sans la prise en considération des interrogations suscitées par les transformations propres aux sociétés industrielles. De même cette approche tend à faire l'impasse sur les conflits et les contradictions à l'œuvre, et à évacuer la question des désaccords et des différences de conceptions, entre les différentes fractions du champ académique notamment. Ainsi, l'évocation de l'opposition entre anthropologie raciale et sociologie dans l'entre-deux-guerres, qui se solde par le déclin de la seconde, porte

principalement sur la description du caractère antagoniste des deux démarches sur le plan idéologique, sans s'arrêter sur les processus institutionnels de la confrontation. Enfin, l'objet «sociologie» semble être considéré comme une notion acquise, ne demandant aucune définition; or l'évocation d'une science naissante peut difficilement faire l'économie de celle de la nébuleuse dont elle émane, ainsi que des critères qui en déterminent les contours.

Pour terminer, quelques mots sur l'interprétation donnée de la fonction de la sociologie. Tout autant qu'une idéologie de soutien du libéralisme menacé, celle-ci revêt également, contrairement aux dires de l'auteur, la dimension d'un savoir technique, s'affirmant comme un instrument d'action concrète. Elle présente un caractère fondamentalement hybride, les préoccupations d'ordre gestionnaire impulsant souvent, au début, le questionnement théorique. Ainsi, à travers les enquêtes et expertises que fournissent ses représentants – citons en exemple le cas de Pareto – elle s'érige en auxiliaire de la pratique politique et de la production législative, dans le cadre de l'avènement de l'Etat-providence. Dès lors, plutôt qu'une simple manifestation de défense contre le socialisme, la sociologie, en tant qu'expression de la reconnaissance du social comme catégorie, peut être vue comme un lieu d'intégration – à son profit – de certains principes du socialisme par la société bourgeoise.

Diana Le Dinh (Paris)

HARM G. SCHRÖTER
AUFSTIEG DER KLEINEN
MULTINATIONALE UNTERNEHMEN AUS FÜNF KLEINEN STAATEN VOR 1914

DUNCKER & HUMBLOT, BERLIN 1993, 393 P., FS 138.–

Si l'histoire des multinationales connaît un certain engouement depuis quelques décennies, en particulier depuis le début des années 1980, il faut bien reconnaître que ces études ont porté avant tout sur les firmes des grands pays (Etats-Unis, Grande-Bretagne et Allemagne). Il existait bien quelques études de cas montrant l'importance et la précocité des multinationales dans les petits pays européens, mais aucune recherche systématique n'avait encore été menée à ce sujet. L'ouvrage de H. G. Schröter comble ainsi une lacune historiographique importante. Ce dernier s'est en effet intéressé à l'émergence et à la croissance des multinationales dans cinq petits pays européens (la Belgique, le Danemark, les Pays-Bas, la Suède et la Suisse) entre 1870 et 1914, en étudiant les investissements directs que ces entreprises firent à l'étranger – l'auteur ayant en effet considéré comme multinationales les entreprises possédant au moins deux unités de production dans deux pays étrangers (ou trois dans un seul Etat étranger). Sur la base d'archives d'entreprises et d'une abondante littérature secondaire, l'auteur a ainsi recensé 62 multinationales et plus de 400 investissements directs. A titre de comparaison, on peut relever que, pour la même période, Maria Wilkins n'avait comptabilisé que 52 multinationales américaines (330).

L'un des intérêts de ce travail réside dans son approche méthodologique. Refusant de se laisser enfermer dans une approche purement descriptive ou dans un cadre théorique déterminé, Schröter opte pour une démarche privilégiant, lorsque cela est possible, un va-et-vient entre don-

nées empiriques et modèles théoriques: «Die vorliegende Arbeit ist nicht aus dem Blickwinkel einer einzigen Theorie entstanden. Sie lebt vielmehr von den Spannungsfeldern, die sich einerseits zwischen verschiedenen Theorien, Modellen usw. und empirisch erarbeiteten Zusammenhängen und Erscheinungsmustern anderseits ergeben.» (22) De ce fait, l'auteur est amené à aborder de nombreux champs d'investigation. C'est pourquoi, dans les lignes qui vont suivre, plutôt que de passer en revue ces différents thèmes, nous avons préféré présenter plus en détail un aspect qui met fort bien en évidence, à nos yeux, les nombreux apports, mais aussi certaines faiblesses de cet ouvrage: la confrontation du modèle développé par A. D. Chandler pour dépeindre l'expansion des entreprises américaines, allemandes et anglaises (A. D. Chandler, *Scale and Scope. The Dynamics of Industrial Capitalism*, Cambridge 1990) avec le cas des petits pays européens. On sait que cet historien américain a décrit la dynamique du capitalisme industriel qu'il caractérise, entre autres, par le contrôle progressif par l'entreprise de multiples fonctions (marketing, distribution et recherche et développement) en plus de la production, ainsi que par la transformation de la structure de direction (passage du capitalisme familial au capitalisme ‹managerial›).

Or, l'étude des multinationales des petits pays met à mal sur plusieurs points le modèle de Chandler. D'une part, les entreprises y suivent une évolution différente. En effet, les investissements à l'étranger, loin de constituer, comme aux États-Unis, la dernière étape du processus de développement industriel, y apparaissent très vite et sont même constitutifs de la croissance de ces entreprises. D'autre part, la structure de direction demeura dans l'ensemble inchangée: ainsi, à la veille de la Première Guerre mondiale, les multinationales suisses étaient encore très souvent dirigées par le fondateur ou sa famille. Deux facteurs sont à l'origine des divergences entre le modèle proposé par Chandler et la situation des petits pays européens: la taille réduite du marché intérieur de ces derniers et les faibles dimensions de leurs entreprises. La moindre importance du marché domestique poussa en effet les entreprises à prendre très vite en considération les débouchés extérieurs, d'où la précocité de leurs investissements à l'étranger. Quant aux faibles dimensions de ces multinationales – sur les 62 multinationales des petits pays, seules six auraient figuré sur la liste des 200 plus grandes entreprises américaines en 1917 –, elles expliquent que ces entreprises n'aient pas été incitées à entreprendre une réorganisation administrative sur le modèle des firmes des grands pays. H. G. Schröter est ainsi amené à proposer une dynamique de développement différente de celle de Chandler et propre aux multinationales des petits pays. Cet exemple illustre bien l'un des principaux apports de cet ouvrage: l'auteur parvient, sur une base empirique, à relever la pertinence, mais aussi les limites, de certains modèles théoriques portant sur l'origine et la croissance des multinationales.

Les multinationales des petits pays présentent cependant une caractéristique commune avec les grandes entreprises américaines: la production de masse constitue dans les deux cas la clé la plus importante pour la croissance. Dans cette optique, les investissements directs à l'étranger jouent un rôle très important: «Die bis 1914 durchgeführten Direktinvestionen erwiesen sich langfristig auch noch nach dem Ersten Weltkrieg als der strategisch günstige Weg für das Unternehmenswachstum für Firmen aus kleinen Staaten.» (333) Il va de soi que certaines entreprises ont adopté des stratégies de

développement différentes de celle des investissements directs, telles que la diversification ou la cartellisation. Toutefois, avant 1914, la stratégie des investissements directs s'est avérée, selon l'auteur, supérieure à tous les modèles alternatifs. (328) Ces affirmations nous semblent devoir être quelque peu nuancées. En effet, B. Veyrassat a montré qu'en Suisse, durant le XIXe siècle, la production de masse coexista avec la *spécialisation flexible*, caractérisée par l'emploi de machines polyvalentes, le recours à des ouvriers qualifiés et la production de petites séries de biens spécialisés et continuellement diversifiés pour des marchés fluctuants. Cette coexistence apparaît nettement dans le cas de l'industrie de la broderie, qui comptait dans ses rangs, à la veille de la Première Guerre mondiale, la plus importante multinationale textile helvétique: «[...] la broderie, très graduellement mécanisée au XIXe siècle, donne l'exemple peut-être le plus spectaculaire en Suisse d'un secteur où, jusqu'au début du XXe, petite entreprise et industrie à domicile [...] progressèrent au même rythme que la production de masse d'articles toujours moins luxueux et meilleur marché, sans éliminer le travail qualifié.» (B. Veyrassat, «Mais où est donc la différence? Modèles comparés de développement technologique (XIXe siècle). Historiographie internationale – historiographie suisse», in B. Etemad, J. Batou & T. David (éds), *Pour une histoire économique et sociale internationale*, Genève 1995, 222). De ce fait, on peut se demander si H. G. Schröter, en se focalisant exclusivement sur les multinationales, n'a pas eu tendance à surestimer leur importance avant 1914. Il est d'ailleurs à cet égard regrettable que l'auteur ne nous fournisse dans son ouvrage aucune indication sur le rôle joué par ces entreprises dans l'économie de leur pays d'origine durant la période 1870–1914. Mais n'est-ce pas l'une des difficultés de ce genre d'exercice que d'arriver à concilier les dimensions macro- et micro-économique?

Ces critiques ne doivent cependant pas occulter la qualité de cet ouvrage qui marquera sans aucun doute une étape importante dans l'étude de l'histoire des multinationales.

Thomas David (Lausanne)

BEAT MUGGLIN
DIE BODENPOLITIK DER STADT LUZERN

RAEBER, LUZERN 1993, 363 S., ABB., PLÄNE, FR. 65.–

Als um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Urbanisierung in der Schweiz einsetzte, die Eisenbahn ins Weichbild der Städte eindrang und die letzten grossen Befestigungsgürtel dem Stadtwachstum Platz machen mussten, zeigten die liberalen Stadtregierungen eine unbefangen unternehmerische Art, die Entwicklung aus eigener Kraft zu steuern. Nach dem Vorbild des Haussmannschen Paris schufen sie unter Einsatz grosser, auf dem Kapitalmarkt aufgenommener Mittel neue Quartiere, Strassennetze und Grünanlagen und formten so die neuentstehenden Stadterweiterungen nach ihren eigenen Vorstellungen.

Bekannt ist in diesem Zusammenhang das Beispiel des Zürcher Bahnhofquartiers (ab 1861). Aber auch das kleinere Luzern kaufte um 1864 über 10'000 Quadratmeter Land im Hofquartier auf, um in dieser bevorzugten Seeuferlage für die Erweiterung der Quaianlagen und des Hotelquartiers freie Hand zu bekommen. Eine Unternehmung, die sich nicht nur für den Tourismus als lohnend erwies, sondern auch für die Stadtkasse. Ähnliches wiederholte sich 1896 im Zusammenhang mit dem Neubau des Luzerner Hauptbahnhofs, indem die Stadt 53'000 Qua-

dratmeter Bauland im Hirschmattquartier übernahm, durch einen städtebaulichen Wettbewerb die städtebauliche Gestaltung ermittelte und nach der Erschliessung mit Strassen die City-Bauplätze profitabel verwertete.

Diese Art städtischer Bodenpolitik war im 19. Jahrhundert wenig umstritten, weil sich kaum Zielkonflikte ergaben. Die Stadt trat zwar als Unternehmerin auf, belastete ihr Budget aber nur wenig. Vor allem aber standen diese gezielten und begrenzten Interventionen im Einklang mit den Interessen der Wirtschaft, des Tourismus und des privaten Grundbesitzes.

Härter wurden die Auseinandersetzungen da, wo die Stadt mit weitergehenden Zielen Bodenpolitik betrieb: um landschaftlich empfindliche Gebiete von der Bebauung freizuhalten, Grünflächen und Erholungsräume frühzeitig zu sichern, um für den öffentlich unterstützten Wohnungsbau langfristige Landreserven zu schaffen oder um ganz allgemein Landreserven zu äufnen, die ihren Handlungsspielraum im Gebiet der Raumplanung erweitern konnten. Weil es sich dabei um Nettoausgaben und um teilweise umstrittene städtische Aktivitäten handelte, war hier auch immer wieder mit politischem Widerstand zu rechnen.

Am aktivsten war in dieser Hinsicht Zürich, das bis 1914 ein Viertel, bis 1933 sogar ein Drittel des Stadtgebiets in kommunalen Besitz brachte. Die Argumente für eine so umfassende Bodenpolitik wurden von der damals vor allem in Deutschland erfolgreichen Bodenreform-Bewegung geliefert, die von der Einsicht ausging, dass der Wertzuwachs des städtischen Bodens ein Resultat wirtschaftlichen Wachstums und öffentlicher Investitionen sei, und deshalb im Grunde der Öffentlichkeit, nicht privaten «Spekulanten» zustehe. Die gleiche Überlegung führte in vielen Kantonen auch zur Einführung der Grundstückgewinnsteuer als kommunale Finanzquelle.

Die vorliegende Studie von Beat Mugglin untersucht die Bodenpolitik der Stadt Luzern von 1855 bis heute anhand einer grossen Fülle von Beispielen, die er unter Beizug von gewöhnlich nicht zugänglichen Quellen rekonstruiert. Dabei kommt der Autor immer wieder zum Schluss: «Städtische Bodenpolitik ist ein gutes Stück weit auch eine Geschichte der verpassten Gelegenheiten.» (28) Dass es auch andere Beispiele gibt, belegt die Studie selber mit der Darstellung wichtiger Kaufentscheide, die zur Erhaltung der Seeufer und der umliegenden Hügelgebiete und damit zum Schutz des Stadt- und Landschaftsbildes wesentlich beigetragen haben. Die wichtigsten liegen freilich alle mehr als 50 Jahre zurück: In der Nachkriegszeit stiessen die Stadtbehörden mit bodenpolitischen Vorlagen immer häufiger auf ordnungspolitischen Widerstand. Der folgende, 1945 formulierte Grundsatz des Stadtrates liess sich deshalb höchstens in Ansätzen realisieren: «Es liegt aus städtebaulichen und finanziellen Erwägungen in der Aufgabe jeder fortschrittlichen Stadt, möglichst viel unbebautes Land, das voraussichtlich früher oder später für öffentliche Zwecke oder für die Förderung des Wohnungsbaus benötigt wird, in ihr Eigentum zu überführen.» (16)

Das Thema städtischer Bodenpolitik hat eine intensivere Bearbeitung sicher verdient. Der vorliegenden Studie ist indessen vorzuwerfen, dass sie allzu sehr im Anekdotischen, in der zweifellos engagierten Darstellung von einzelnen Aktionen und vor allem von «verpassten Gelegenheiten» stecken bleibt. Eine gründlichere Analyse der bodenpolitischen Ziele, eine Periodisierung nach unterschiedlichen Zielhorizonten, eine quantitative Aufarbeitung des städtischen Bodenverkehrs und nicht zuletzt ein Ver-

gleich mit anderen Städten fehlt. Für den nicht ortskundigen Leser ist die Relevanz der einzeln dargestellten Landgeschäfte nicht ohne weiteres nachvollziehbar.

Daniel Kurz (Zürich)

FRANÇOIS WALTER
LA SUISSE URBAINE 1750–1950

ZOÉ, GENÈVE 1994, 447 S., ABB., FR. 45.–

Dass die Städte mit ihren besonderen Problemen in der Schweizer Politik zu wenig Gewicht hätten und kaum verstanden würden, ist jüngst von städtischen Politikern mehrfach beklagt worden. Im Selbstverständnis vieler Schweizerinnen und Schweizer gelten bis heute die grossen Städte als gewissermassen unschweizerische Erscheinung, derer man sich fast ein wenig zu schämen hat. Dieses Selbstverständnis, das seit dem Ersten Weltkrieg überhandnahm, hat auch dazu geführt, dass die moderne Städtegeschichte – im übrigen Europa ein Feld innovativer Forschungsansätze – erst im letzten Jahrzehnt auch in der Schweiz breiter Fuss fassen konnte. Zwar geht, wie François Walter feststellt, die Liste der Titel, die sich in irgendeiner Weise mit schweizerischer «Stadtgeschichte» beschäftigen, in die Tausende. Doch handelt es sich dabei fast ausnahmslos um Monografien zu Einzelfragen und einzelnen Städten, von teils geringem wissenschaftlichem Wert und in der grossen Mehrzahl auf die gute alte Zeit vor der Industrialisierung bezogen. Zwischen der Historiografie der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte auf der einen und der modernen Stadt auf der anderen Seite klafft zudem eine Lücke, die Übergänge werden höchst selten thematisiert. Moderne sozialgeschichtliche Ansätze kommen erst seit den achtziger Jahren in einer nun allerdings rasch wachsenden Zahl von Fallstudien und Einzeluntersuchungen zur Anwendung.

François Walter hat es als erster gewagt, eine Übersicht über die städtische Schweiz und die Schweizer Städte in Angriff zu nehmen und die verschiedenen Ansätze – geografischer, ökonomischer oder anthropologischer Richtung – miteinander zu verbinden. Er untersucht die räumliche Verteilung der Städte selbst, ihre Hierarchien und deren Veränderungen, die Veränderungen städtischer Lebensräume und ihre Einordnung in ökonomische und politische Dispositive.

Den komplexen Stoff gliedert er in drei Hauptteile: 1. Le fait urbain: die demografischen und ökonomischen Grundvoraussetzungen im Wandel; 2. la ville, espace vécu: die Stadt als Lebensraum, Vorstellungen und räumliche Repräsentationen des Städtischen, soziale Beziehungen und soziale Segregation und 3. la ville, espace géré: die Stadt als Feld der Politik, der Planung, des politischen und erzieherischen Eingriffs in soziale und räumliche Gegebenheiten. Es gehört zu den besonderen Verdiensten dieses Buchs, dass konventionelle Periodengrenzen überschritten werden, so dass namentlich die Umwälzungen des frühen 19. Jahrhunderts in ihrer Tragweite sehr plastisch fassbar werden.

Walter spricht zunächst vom System der Schweizer Städte, diesem um 1798 nach langer Stagnationsperiode noch sehr dünnen Netz von kleinen und kleinsten städtischen Siedlungen, deren Einzugsgebiete sich noch kaum berührten: sie bildeten in der ländlichen Schweiz «une série d'îles, une sorte d'archipel».

Eingeschlossen hinter wohlgepflegten, wenngleich militärisch obsoleten Mauerringen und ständig bewachten Stadttoren, betrachteten sie demografisches Wachstum als Gefahr für die soziale und politische Ordnung, die sie mit rigiden Abwehrmassnahmen gegen Zuwanderungs-

willige zu bannen trachteten. Walter beschreibt den Schock der rechtlichen und baulichen Öffnung der Städte, den bilderstürmerischen Eifer liberaler Neuerer beim Abbruch der ehrwürdigen Stadtbefestigungen und den endgültigen Verlust eines festen, fassbaren Stadtbildes, der Stadtsilhouette, der damit einherging. Der Urbanisierungsschub, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzte, war nicht so sehr auf die industrielle Entwicklung zurückzuführen – diese spielte sich zunächst mehr an ländlichen Standorten ab – als auf die Entwicklung des Verkehrs, namentlich der Eisenbahnen und die gesteigerte Erreichbarkeit wichtiger Zentren, welche die Städtehierarchie grundlegend umformte. Wichtigster Wachstumsfaktor wurde immer mehr die Stadt selber beziehungsweise ihre eigene Binnennachfrage: Zürich zählte um 1890 nur 20 Prozent Fabrikarbeiter, dagegen wesentlich mehr Beschäftigte in der Baubranche und vor allem in den zahlreichen Gewerben des städtischen Konsums: von Lebensmitteln bis Konfektion, überproportional wuchs der tertiäre Sektor.

Mit dem räumlichen Wachstum der Städte ging ein Trend zur sozialen Differenzierung und Segregation einher, zur Ausscheidung von wohlgeordneten Villenvierteln, von Mittelstands- und Arbeiterquartieren. Die ärmere Bevölkerung war auf die Nähe zum Arbeitsort angewiesen, sie drängte sich auf dem teuersten städtischen Boden in grösster Dichte und hatte für den Kubikmeter schlechten Wohnraums mehr zu zahlen als die Bewohner privilegierter Quartiere. Soziale und hygienische Besorgnis motivierte die Stadtbehörden am Ende des 19. Jahrhunderts zu grossangelegten Wohnungsenquêten, mit denen der Versuch einherging, den unkontrollierbaren Raum der privaten Wohnungen einem erzieherischen Zugriff zu erschliessen – wozu man zunächst Daten und Einsichten brauchte.

Die Städte waren unterdessen zu Brennpunkten der sozialpolitischen Auseinandersetzungen geworden, Schauplatz der weitaus meisten Streiks und innert weniger Jahrzehnte zu Hochburgen der organisierten Arbeiterbewegung: Vor dem Ersten Weltkrieg eroberte die Sozialdemokratie in den grössten Städten bis zur Hälfte der Parlamentssitze. Die Wohnungsfrage wurde um die Jahrhundertwende zum zentralen und spezifisch städtischen Politikum, das in andere Politikbereiche hineinzuwirken begann und beitrug, den Städtebau, die technische Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, sozialpolitischen Zielsetzungen unterzuordnen. Eine grossangelegte Politik der Planung und Raumordnung stand seit dem Ersten Weltkrieg unter dem Anspruch, die gesellschaftlichen Risse und Wunden, die in den Städten am offensten zutage traten und die man «ungesunden» Strukturen dieser Städte, ihrer Dichte, ihrer Anonymität und ihrem Kosmopolitismus anlastete, dadurch zu heilen, dass man ländliches Grün in die Stadt hereinholte, mit Gartenstadt-Projekten erdhaft bäuerlichen Geist der städtischen Unruhe entgegensetzte. In vielem erwies sich der moderne Städtebau als anti-urbanes, wenngleich sozial motiviertes Projekt.

«La Suisse Urbaine» ist bei aller zuweilen ausufernden Breite der Darstellung ein wichtiges und anregendes Buch. Es ist dem Autor gelungen, einer noch recht bruchstückhaften Forschungsliteratur (die deutschsprachige ist nicht weniger sorgfältig berücksichtigt als die französische!) ein lebendiges und immer wieder auch überraschendes Bild der urbanen Schweiz abzugewinnen. Walters Sensibilität für die geografisch-räumlichen Bedingungen ist gerade für deutschweizerische LeserInnen neuartig. Wichtig auch der Ansatz, die Stadt als «traduction spatiale des rapports sociaux et des images culturelles» zu lesen, als Schauplatz wie als

Ergebnis sozialer und kultureller Auseinandersetzungen und Konflikte. Eindeutig zu kurz kommt hier die Frage nach den geschlechtsspezifischen Erfahrungen. Am konkretesten und überzeugendsten ist die Darstellung im Bezug auf die erste Hälfte des Untersuchungszeitraums, die Übergangszeit von 1750–1850. Bedingungen und Tragweite des Wandels in dieser Zeit werden sehr deutlich fassbar. Verwischter und im Detail denn auch ungenau wird das Bild vor allem im Bezug auf das 20. Jahrhundert. Sehr zu bedauern ist, dass diesem Grundlagenwerk eine systematische Literaturübersicht fehlt; für bibliografische Angaben ist die LeserIn auf die Kapitel-Endnoten verwiesen.

Daniel Kurz (Zürich)

CHRISTINE LUCHSINGER
SOLIDARITÄT, SELBSTÄNDIGKEIT, BEDÜRFTIGKEIT
DER SCHWEIZER WEG ZU EINER GLEICHBERECHTIGUNG DER GESCHLECHTER IN DER AHV, 1939–1980
CHRONOS, ZÜRICH 1995, 213 S., FR. 38.–

Les travaux d'historiens présentent un intérêt tout particulier lorsqu'ils éclairent des débats d'actualité. C'est le cas de l'ouvrage de Christine Luchsinger qui nous permet de mieux saisir le contexte de la dixième révision de l'AVS et ses enjeux sous-jacents. En étudiant l'évolution de cette assurance, de sa mise en place jusqu'à la neuvième révision de 1979, l'auteur fournit une utile contribution à l'histoire de notre système de protection sociale, une histoire qui est ici abordée sous l'angle de l'égalité des droits entre hommes et femmes.

Cette version commerciale d'une thèse soutenue en 1994 à l'Université de Zurich, sous la direction du professeur Rudolf Braun, présente toutes les qualités du genre. La complexité du sujet est largement désamorcée par un exposé précis qui se concentre sur les éléments essentiels des débats suscités par la mise en place et les révisions successives de l'AVS. Une utile introduction technique (*Wie funktioniert die AHV?*, 18–20) et une sérieuse bibliographie (206–213) encadrent les développements historiques. Ceux-ci s'articulent en quatre parties principales. La première porte sur la période 1931–1948 et s'intitule *«Die rauschende Welle der Sozialpolitik»* (cette formule est reprise à Hans von Greyerz qui caractérisait ainsi la période d'élaboration de l'AVS). La deuxième sur la période 1948–1961 qui correspond au cinq premières révisions de l'assurance: *Zwischen Ausbau und Skepsis*. La troisième sur la période 1962–1969: *Die 6. und die 7. Revision der AHV*. Et la dernière partie sur la décennie 1970–1979 qui concerne la huitième et la neuvième révisions (la huitième révision de l'AVS s'opère en deux temps, en 1973 et 1975).

Le principe d'une assurance vieillesse et survivants a été adopté par le peuple suisse dès 1925, répondant ainsi à une des revendications formulées lors de la grève générale de 1918. Il faut toutefois attendre la fin de la Seconde Guerre mondiale – qui permet la constitution d'un fonds issu des allocations pour perte de gain destinées aux militaires mobilisés – pour que soit votée une loi fédérale. Son adoption le 20 décembre 1946 à une majorité écrasante de 79,3% des suffrages exprimés (pour une participation qui plafonne à 80% des électeurs) reflète une réelle adhésion de la population à un large programme de solidarité entre générations: *«Ziel des AHV war nichts weniger als die Abschaffung der Bedürftigkeit und der Armut im Alter.»* (180) L'entrée en vigueur de la loi, le 1er janvier 1948, marque donc une étape capitale dans

l'histoire de la protection sociale en Suisse, mais elle soulève également le problème de l'égalité de traitement entre hommes et femmes. Celle-ci est initialement retenue par le législateur, puisque l'âge de la retraite est fixé pour les deux sexes à 65 ans. Les arguments pour un abaissement de l'âge de la retraite pour l'ensemble des femmes – ou pour les seules femmes exerçant une activité professionnelle – ne sont en fin de compte pas retenus. Le principe de l'égalité de traitement masque dans les faits le préjudice réel dont sont victimes les femmes célibataires qui cotisent seules sans bénéficier ultérieurement de la rente de couple. Un des intérêts du travail de Christine Luchsinger réside précisément dans l'examen du substrat idéologique d'une telle conception de l'assurance vieillesse. La formule retenue en 1948 est issue d'un choix politique fondé sur une conception précise de la protection sociale. La définition de la famille repose en effet sur le concept de ménage – et non pas de communauté pour l'éducation des enfants – soumis à l'activité lucrative de l'homme: *«Familienschutz in der AHV war deshalb in erster Linie Eheschutz. Dabei trat der Mann als Individuum in der Versicherung in Erscheinung, seine Frau hingegen war seinem ‹Schutz››unterstellt und nicht selber versicherungsberechtigt.»* (180) On peut d'ailleurs regretter que sur ce point précis de la définition du ménage, l'auteur ne recourt pas plus systématiquement à des sources historiques pour rendre compte des discussions qui se sont développées à cette époque en Suisse autour du plan Beveridge. Il est toutefois vrai que tous les sujets ne peuvent être approfondis dans le cadre d'une thèse de doctorat.

Au cours des révisions ultérieures de l'AVS, la question de l'abaissement de l'âge de la retraite pour les femmes se révèle décisive. En 1957, lors de la quatrième révision de l'assurance, cet âge est ramené à 63 ans, puis à 62 ans en 1964 lors de la sixième révision. Ces modifications répondent à un *besoin d'ordre social* (c'est le Conseil fédéral qui l'affirme en 1957) et corrigent donc une inégalité de fait présente dans la définition initiale de 1948. L'analyse de la position des organisations féminines sur ce sujet ne peut que retenir l'attention du lecteur, puisque Christine Luchsinger souligne leur ambivalence et met en évidence le succès mitigé que représentent ces abaissements successifs pour ces organisations.

Après 1968, l'égalité des droits entre hommes et femmes s'affirme comme un thème central dans les débats de société sans que ne s'opère pour autant une rupture décisive au niveau de la législation sociale. La dixième révision ne règle au demeurant qu'imparfaitement le problème et l'auteur conclut justement que l'histoire de l'égalité des sexes dans l'AVS n'est pas encore terminée.

Cette brève note ne saurait prétendre à rendre compte de l'intégralité du travail de Christine Luchsinger. On ne peut donc qu'encourager le lecteur francophone à consulter cet ouvrage qui vient renforcer et compléter les travaux de Béatrice Despland, Nathalie Kohler, Jean-Louis Duc, Michel Hort et Pierre Gilliand parus en français.

Ami-Jacques Rapin (Lausanne)